

Theorie der verschiedenen Formen prosaischer Aufsätze.

§. 1.

Die einzelnen Gattungen der prosaisch-stylistischen Darstellung von Stoff und Form sind: a) der Geschäftsstyl; b) der Briefstyl; c) der historische Styl; d) der didaktische; e) der oratorische; f) der Monolog; g) der Dialog.

§. 2.

Der Geschäftsstyl.

Geschäftsstyl ist diejenige eigenthümliche Modification der stylistischen Darstellung, deren wir uns in solchen Aufsätzen bedienen, die unmittelbar für die Verhältnisse und Geschäfte des bürgerlichen Lebens bestimmt sind.

§. 3.

Höherer Geschäftsstyl. Hof- und Gerichtstyl.

Der Geschäftsstyl zerfällt in zwey Hauptabtheilungen:

a) den höheren, oder den Styl für die öffentlichen Geschäfte; b) den niederen, oder den Styl für Privatgeschäfte.

Der höhere Geschäftsstyl zerfällt wieder in zwey Classen:

a) den Hofstyl; c) den Gerichtstyl.

Der Hofstyl theilt sich wieder in den auswärtigen und in den innern.

Formen des erstern sind: die Ministerial- und Gesandtschafts-Verhandlungen; ferner die Staatsverträge, Vergleiche, Manifeste, Kriegserklärungen, Friedensschlüsse u. s. w.

Der innere Hofstyl findet in den Verhandlungen der Staatsverwaltung mit den Unterthanen Statt. Hierher gehören einer Seits die von der Staatsverwaltung an die Unterthanen erlassenen Circular-Rescripte, Mandate, Patente, Privilegien, Decrete, Reccessu u. d. gl.; anderer Seits die von den Unterthanen an die verschiedenen Zweige der Staatsverwaltung gelangenden Bittschriften, Beschwerden, Vorstellungen, Klagen, Berichte u.

Der Gerichtsstyl herrscht in allen vor Gericht gepflogenen rechtlichen Verhandlungen. Hierher gehören: Klageschriften, Replikien, Duplikien, Citationen, Protokolle, Zeugnisse, Vollmachten, Contracte, Testamente, Tauscheine, Lauffcheine, Todtenscheine u. s. w.

§. 4.

Der niedere Geschäftsstyl.

Dieser Styl herrscht in den Privatgeschäften der Staatsbürger, welche von diesen ohne Mitwirkung einer Gerichtsbehörde geschlichtet werden. Von dieser Art sind: Quittungen, Attestate u. Sie haben gewöhnlich ihre ganz genau bestimmte Form, und gehören auch gar nicht in eine Theorie der Beredsamkeit.

§. 5.

Eigenschaften des Geschäftsstyls überhaupt *).

Diese sind:

1. Reinigkeit und Richtigkeit oder Correctheit. Es sind daher alle falschen Beugungen zu vermeiden,

*) Vom Perioden-Bau und vom Gebrauche der Figuren im Geschäftsstyl ist schon in der Lehre vom rednerischen Ausdruck gehandelt worden.

z. B. denen Menschen, statt: den Menschen; auch veraltete Ausdrücke, z. B. an bey, statt: bey; solcher Gestalten, statt: auf diese Weise; beschehen, statt: geschehen. Dagegen aber sind alle Redensarten und Wortfügungen, die im Geschäftsstyle einmahl das Bürgerrecht erhalten haben, so lange beizubehalten, bis neuere Ausdrücke gangbar geworden sind, und durch einen längern Gebrauch einen so allgemein gültigen und bestimmten Sinn, als jene, bekommen haben.

Der Geschäftsstyl darf also, wie Maaß sehr richtig bemerkt, nicht von jeder Neuerung in der Sprache sogleich Gebrauch machen, sondern soll dem Sprachgebrauche nur langsam und von fern nachfolgen; aber nachfolgen muß er. „Denn wenn er fremde und veraltete Ausdrücke ohne Noth, d. i. alsdann beibehält, wenn der Sprachgebrauch schon einheimische und neuere gestampelt hat, die eben so gangbar und bestimmt sind, als jene, so ist das Pedanterey, die mit nichts entschuldigt werden kann.“

Fremde Wörter lassen sich nur dann vermeiden, wenn es ohne die Gefahr, unverständlich zu werden, geschehen kann.

Die Correctheit ist übrigens dem Geschäftsstyl um so nothwendiger, als er allen ästhetischen Schmuck entbehren muß.

2. Deutlichkeit, Klarheit und Bestimmtheit. Die Nothwendigkeit und die wesentlichen Vorzüge dieser Eigenschaften zeigen sich vorzüglich dann, wenn man bedenkt, welche höchst nachtheilige Folgen durch Undeutlichkeit, Dunkelheit und Unbestimmtheit im Ausdrücke entstehen, da sie der streitsüchtigen Chicane ein weites Feld eröffnen. Der Geschäftsmann wähle daher in seinen Aufsätzen für jeden Begriff den eigenthümlichsten Ausdruck; er vermeide alle überflüssigen Worte; er dehne die Perioden nicht zu sehr in die Länge und Breite; er stelle die Sätze faßlich, und verbinde sie gehörig; er enthalte sich endlich vorzüglich aller Wiederholungen, und der Einschaltungen so viel als möglich.

3. Kürze. Sie ist eine Folge der Bestimmtheit, eben

so wie die Deutlichkeit eine Folge der Kürze ist. Durch Weit-
schweifigkeit geht der Hauptgedanke verloren, und die Auf-
merksamkeit verirrt sich zu Nebendingen. Dagegen wird der
Zusammenhang eines Vortrags desto faßlicher und einleuchten-
der, je mehr, durch Weglassung aller Tautologien, aller über-
flüssiger Wörter und Sätze, die Hauptgedanken näher an ein-
ander gestellt werden. Auch wird es nur dadurch möglich, den
Plan der Anlage und Ausführung des Ganzen zu erkennen.

4. Ordnung. Sie erfordert, daß jeder einzelne Theil
des Ganzen da stehe und in der Verbindung mit den übrigen
vorkomme, wo er nach der Natur des Gegenstandes nothwen-
dig hingehört.

5. Vollständigkeit, damit der Gegenstand in sein
volles Licht gesetzt und erschöpft werde, da es nur dadurch
möglich wird, eine klare, feste und vollkommene Überzeugung
in demjenigen hervor zu bringen, auf welchen das Ganze ein-
wirken soll.

Nebst diesen Eigenschaften ist jedem Concipienten im Ge-
schäftsfache noch insbesondere eine dreyfache Aufmerksamkeit zu
empfehlen:

1. Die strengste Beobachtung der Denkgesetze oder logi-
schen Forderungen. Der Concipient eines Geschäftsauftrages
denke und schreibe im höchsten Grade folgerichtig und schlußge-
recht; er vermeide daher alle Sprünge und Lücken, und ent-
halte sich ja aller Trugschlüsse, die ihn verdächtig machen.

2. Einfachheit und Natürlichkeit sind der schön-
ste Schmuck des Geschäftsstyls. Der Concipient lasse sich daher
ja nie beynommen, durch gesuchte zierliche Phrasen, gekünstelte
Floskeln und Wendungen glänzen zu wollen. Je einfacher,
desto besser. Auch suche er nie durch den höhern Wohlklang sich
auffallend auszuzeichnen. Der Geschäftsstyl hat Wohlklang,
sobald er fehlerhafte Härten vermeidet, rein und fließend ist.

3. Der Concipient vergesse nie den Unterschied der drey
Schreibarten, und deren bekannte Eintheilung in die nie-
dere, mittlere und hohe. Der Geschäftsstyl muß sich, im

Allgemeinen genommen, inner den Gränzen der niedern Schreibart halten; nur selten findet er Gelegenheit, sich zu mittlern zu erheben (wie z. B. bey einigen Verhandlungen des auswärtigen Hoffstyls); die hohe Schreibart bleibt ihm ein ganz fremdes Gebieth, das er nie betreten darf.

§. 6.

Terminologie und Courtoisie des Geschäftsstyls.

Obschon beyde im Allgemeinen der guten Schreibart oft lästig und nachtheilig sind, so ist der Geschäftsstol doch immer noch an sie gebunden, und darf sich nur höchst selten bis auf einen gewissen Grad von ihnen frey machen.

Die Terminologie besteht in gewissen Kunstausdrücken, technischen Formeln und solchen Wendungen, die dem Geschäftsstyl eigen und so allgemein üblich sind, daß man sie hier anwenden muß, obschon der gute Styl überhaupt sie nicht erkennen will. Wollte man sich ganz darüber hinweg setzen, so würde man oft in Umschreibungen gerathen, weitläufig, dem größern Publicum, und selbst Geschäftsmännern unverständlich werden. Bey Vermeidung irgend einer gewöhnlichen Terminologie ist daher große Behutsamkeit und Mäßigung nothwendig.

Unter Courtoisie versteht man den Inbegriff jener, dem Geschäftsstyle eigenthümlichen Ausdrücke und Formeln, die, dem conventionellen Herkommen gemäß, die Verhältnisse der Personen und ihres Standes bezeichnen.

Auch diesen Eigenthümlichkeiten kann der Geschäftsstyl sich nicht entziehen.

Die Courtoisie zerfällt also in zwey Haupt-Rubriken:

1. Beobachtung der einmahl angenommenen Titulaturen;
2. Beobachtung herkömmlicher Ausdrücke, Formeln und Wendungen, theils im Aufsatze selbst, theils im Eingange und am Schluß.

Beide haben die Absicht, Personen gewisser Stände die

conventionelle Höflichkeit und Achtung auf solche Weise zu bezeigen, daß man den nämlichen Gedanken anders ausdrücken würde, wenn man zu Personen eines andern Standes spräche.

Der Geschäftsmann halte sich in seinen Aufsätzen, so viel als möglich, an die eingeführten Titulaturen und hergebrachten Formen. Änderungen und Neuerungen, womit sich Mancher ein geniales Ansehen geben will, sind immer eine schwierige Sache, da sie gewöhnlich in Übertreibung ausarten. Will man jene Titulaturen und Ausdrücke über das Gewöhnliche erhöhen, so wird man leicht schmeichlerisch und kriechend; will man sie eigenmächtig verringern, so wird man als anmaßend oder unbesonnen erscheinen.

Die Sorgfalt des Concipienten darf sich nur dahin erstrecken, daß die Courtoisie keinen Unsinn und keine grammatischen Fehler enthalte, folglich die dem Geschäftsstyl unentbehrlichsten Eigenschaften: Deutlichkeit, Bestimmtheit und Kürze, durch sie nicht gefährdet oder gar vernichtet werden.

S. 7.

B r i e f s t y l.

Der Brief ist eine Anrede an eine abwesende Person, und soll die Stelle einer mündlichen Unterredung mit derselben vertreten. Hieraus folgen drey nothwendige Erfordernisse:

a) daß man sich die Person, an welche man schreibt, und das Verhältniß, in dem man zu derselben steht, wohl vergegenwärtige;

b) daß man die Regeln des guten Conversations-Tons überhaupt beobachte;

c) daß man mit diesen insbesondere auch denjenigen Ton verbinde, dessen man sich bedienen würde, wenn die Person, an welche wir schreiben, gegenwärtig wäre, und man mit ihr spräche.

Modificirt wird dieser Ton durch den Gegenstand der schriftlichen Unterhaltung. Auf jeden Fall aber muß die

Schreibart im Briefe mehr Sorgfalt zeigen, als die Unterredung, weil diese das Werk des Augenblicks ist, der Brief aber das Product reiflicher Überlegung seyn soll, folglich selbst die vorgebliche Eile des Schreibens nur als ein sehr schwacher Entschuldigungsgrund für Fehler und Nachlässigkeiten gelten kann,

§. 8.

Eintheilung der Briefe.

Man findet die Briefe wohl hier und da nach ihrer Form eingetheilt, z. B. eigentliche Briefe, Sendschreiben, Billete &c.; diese Eintheilung ist aber nicht hinreichend, weil sie sich auf keine wesentlichen Merkmale gründet. Einen besseren Grund der Eintheilung gibt die Materie, der Gegenstand oder Inhalt des Briefes. Hiernach haben wir fünf vorzügliche Untergattungen:

1. Geschäftsbriefe.
2. Wohlstandsbriefe.
3. Sentimentale Briefe.
4. Witzige und launige Briefe.
5. Belehrende Briefe.

§. 9.

Allgemeine Eigenschaften des Briefes.

Es bedarf wohl keines ausführlichen Beweises, daß jeder Brief die allgemeinen Eigenschaften eines guten Styls haben müsse, nämlich: Bestimmtheit, Klarheit, Deutlichkeit, Correctheit, Kürze, Einheit, Ordnung und Vollständigkeit. Wir betrachten daher sogleich die dem Briefstyl vorzugsweise nöthigen Eigenschaften, und zwar:

1. Leichtigkeit und Natürlichkeit. Hierüber bemerkt Hugo Blair sehr richtig: „Das erste und wesentlichste Erforderniß ist, natürlich und kunstlos zu schreiben; denn wir suchen hier mehr als irgendwo den Menschen, nicht den Schriftsteller. Ein steifes und gezwungenes Wesen thut in

einem Briefe eben so nachtheilige Wirkung, als im gesellschaftlichen Umgange. Wis und Lebhaftigkeit wird dadurch keineswegs ausgeschlossen. Beyde gefallen in Briefen, eben so wie im gesellschaftlichen Leben, wenn sie leicht dahin fließen und nicht gesucht sind; wenn sie, ohne den Vortrag zu überladen, gleich der Würze, mit sparsamer Hand angebracht sind. Wer, es sey im Gespräch oder in Briefen, immer glänzen und schimmern will, wird nicht lange gefallen. Auch darf die Schreibart der Briefe nicht allzu sehr abgerundet werden. Sie muß fein und correct, aber nichts weiter seyn. Jede Künsteley in Ansehung des Ausdrucks verräth absichtliche Mühe. Daher können musikalische Perioden, und jedes Bestreben nach Wohlklang und Harmonie, in Briefen nicht sorgfältig genug vermieden werden. Die besten sind gemeiniglich diejenigen, welche ihr Verfasser mit der größten Leichtigkeit schrieb. Was das Herz oder die Einbildungskraft uns eingibt, fließt immer am natürlichsten. Aber wo kein Anlaß vorhanden ist, der diese erwecken, und jenes zur Theilnahme reizen könnte, da ist auch der Zwang unvermeidlich." —

2. *U b l i c k e i t* und *S c h i c k l i c k e i t*. Der Concipient des Briefes vermeide jeden bizarren, gesuchten Ausdruck, und halte sich immer an die in der guten Umgangssprache gewöhnlichen. Dabey aber vergesse er nie, zu bedenken, in wie fern ein Ausdruck mehr als der andere in Ansehung derjenigen Person, zu welcher er spricht, angemessen und schicklich sey.

3. *Lebhaftigkeit*. Der Briefstyl soll zwar allen eigentlichen Schmuck vermeiden; er muß sich aber auch sehr vor dem entgegengesetzten Fehler der *D r o c k e n h e i t* und *E i n f ö r m i g k e i t* hüten, indem er sonst in dem Leser, statt ihn zu erwärmen und zu gewinnen, lange Weile und Widerwillen erregen, folglich seine Absicht schwer oder gar nicht erreichen wird.

4. *Verhältnißmäßigkeit der Theile*. Sobald ein Theil des Briefes zu ausführlich oder zu sorgfältig, der andere aber zu kurz, zu flüchtig und nachlässig behandelt ist, muß die Wirkung desselben nothwendig geschwächt werden, indem

die Aufmerksamkeit und das Wohlgefallen des Lesers auf dem einen Punct zu sehr verweilen, von dem andern aber zu wenig angezogen werden.

Aus dem Bisherigen zeigt sich also, was der Brief-Concipient vorzüglich zu vermeiden habe, um gut und zweckmäßig zu schreiben; nämlich:

1. Jede künstliche Anlage des Plans, sie müßte denn mit noch mehr Kunst versteckt seyn;
2. alle verwickelten, dunkeln und schwer zu fassenden Begriffe;
3. jede zu mühsame oder ganz zu lockere Ideen-Verbindung. So glaubt Mancher durch irgend ein: „und, so,“ u. d. gl. alles Mögliche mit einander verbinden zu können;
4. alle kühnen Phantasie-Bilder und Rede-Figuren;
5. alle kunstvollen Perioden;
6. alle schulgerechten Eintheilungen, es seyen nun Haupt- oder Unterabtheilungen;
7. alle schwerfälligen und gedehnten Sätze;
8. alle weiltäufigen und schleppenden Folgerungen;
9. alle zu plötzlichen, ganz unvorbereiteten Sprünge.

§. 10.

Theile des Briefes.

Die nothwendigen Haupttheile eines Briefes sind:

1. Die Anrede oder Einleitung. Es ist dem guten Tone gemäß, daß das Ich des Schreibenden hier, so viel als möglich, verschwinde, und die Beziehung auf die Person, zu welcher man spricht, hervorleuchte. Deshalb wird auch die, mit dieser Anrede verbundene Einleitung gewöhnlich von dem Charakter jener Person, von der Sache selbst, z. B. von ihrer Wichtigkeit, Nothwendigkeit u., oder von der veranlassenden Gelegenheit, äußerst selten aber von der Person des Schreibenden selbst zu nehmen seyn, weil das Letztere immer einen ungünstigen Egoismus zeigt, oder wenigstens vermuthen läßt.

2. Die Ausführung des Gegenstandes. Hierbei ist vorzüglich Folgendes zu beobachten:

a) Die Hauptsache, der Kern des ganzen Inhalts, werde zuerst kurz und deutlich dargestellt.

b) Dann folge die Erläuterung, durch umständliche Erzählung der Thatfachen, durch Anführung von Beweggründen, Vorstellungen über guten oder schlechten Erfolg, Ursachen und Wirkungen, Beweisen, Ermahnungen, Trostgründen etc.

c) In dem ganzen Briefe herrsche der Ausdruck der individuellen und wahrhaften Stimmung des Schreibenden mit immerwährender Rücksicht auf die Stimmung, welche der Brief in dem Gemüthe des Lesers wahrscheinlich hervorbringen wird. Erhebelt man eine Stimmung, so wird man das Herz des Lesers schwach oder gar nicht ergreifen und bewegen; nimmt man aber auf die Stimmung, in welche der Brief den Lesenden versetzen muß, keine Rücksicht, so wird man ihn dadurch kränken oder beleidigen. Wie unklug wäre es z. B., wenn man einem Freunde von irgend einem Unglücksfall, der ihn betraf, Nachricht geben, und ihn dadurch trösten wollte, daß man darüber wüßte oder mit Gleichgültigkeit spräche!

3. Der Schluß. Er muß mit der Sache selbst in Verbindung stehen, zugleich aber unmittelbar auf die Person desjenigen bezogen werden, zu dem der Brief spricht.

Es folgen hier einige Brief-Schemen aus Helfrechts Redekunst, um die so eben vorgetragene Lehre von den Theilen eines Briefes anschaulicher zu machen:

Hauptsatz: Ankündigung eines Besuchs, den man einem Freunde machen will.

Einkleitung: Ich weiß, daß der Besuch meinem Freunde nicht lästig fallen wird. Ich werde daher nächstens kommen.

Ausführung: Ich fühle die stärkste Sehnsucht; ich habe viel Wichtiges mit ihm zu reden; ich verspreche mir zugleich das angenehmste Vergnügen.

Schluß: Nur die dringendsten Hindernisse könnten mich

daher abhalten, dem Freunde persönlich neue Beweise zu geben, mit welcher Liebe ich sey u.

Hauptsatz: Sie betrauern den Tod Ihres lieben Bruders.

Übergang: Gerecht sind Ihre Klagen, und ich beweine Ihren Verlust mit Ihnen.

Trostgründe: a) Er hatte einen siechen Körper; b) es kommt nicht darauf an, wie lange, sondern wie gut wir lebten; c) über sein jetziges Loos haben wir uns zu freuen; d) das Schicksal der Sterblichen ist Trennung, aber es folgt ein frohes Wiedersehen.

Schluß: Wunsch der Beruhigung.

Bitte um ein Stipendium.

Einleitung: a) Euer — unterstützen gerne dürftige Studicrende; b) dieses Stipendium ist offen.

Übergang zur Bitte durch Darlegung der Beweggründe: Ich bin dieser Unterstützung sehr bedürftig; ich suchte mich so zu verhalten, daß man keinem Unwürdigen an mir Wohlthaten genießen lassen möchte, welches Zeugnisse darthun.

Bitte um Zusicherung des Stipendiums.

Schluß: Versprechen der guten Anwendung und Empfehlung.

§. 11.

Der Geschäftsbrief.

Der Geschäftsbrief gehört nur seiner äußern Form nach zu den Briefen, durch seine innere Beschaffenheit aber zu den Aufträgen des Geschäftsstils, dessen Gesetzen er daher unterliegt, dessen Ton und Charakter auch hierher gehört.

Die Grundregel für den Geschäftsbrief, welche alle Eigenschaften desselben zusammen faßt, wird demnach die folgende seyn: Man sage darin Alles, was man sagen muß, vollständig; man sage nicht mehr, als man sagen muß; man sage das, was gesagt werden muß, mit den eigentlichsten Worten und einfachsten Wendungen, so kurz, deutlich und bestimmt, als möglich.

§. 12.

Der Wohlstandsbrief.

Der Wohlstandsbrief soll unsere Gefühle der Achtung, Verehrung, Dankbarkeit und Ergebenheit gegen diejenigen Personen bezeigen, mit welchen wir durch Stand und Amt, oder durch Familien-Verhältnisse in entfernterer oder näherer Verbindung stehen. Hierher gehören also:

Glückwünschungsbriefe, Condolenz-Briefe, Dankfagungsbriefe u. Alle Wohlstandsbriefe gründen sich auf die eingeführte Convenienz, welche wir der bürgerlichen Verhältnisse wegen zu beobachten haben.

Der Wohlstandsbrief nähert sich theils dem Geschäftsbriefe, theils dem sentimental oder Empfindungsbriefe. Dem erstern durch die genaue Beobachtung der Courtoisie nach den Vorschriften der Convenienz; dem letztern in der innern Form, welche nicht so trocken seyn darf, wie jene des Geschäftsbriefes, da der Wohlstandsbrief allerdings Empfindung ausdrücken muß, nur nicht so frey und unbefangen wie der eigentliche Empfindungsbrief. Bey der Ausarbeitung des Wohlstandsbriefes muß vorzüglich der Verstand und die Beurtheilungskraft thätig seyn; die Phantasie und das Gefühlsvermögen aber dürfen nur in gehörriger Unterordnung als Unterstützungsmittel bescheiden mitwirken.

Hieraus ergibt sich, daß der Wohlstandsbrief nur für die niedere oder mittlere Schreibart geeignet ist. Welche von beyden für jeden einzelnen Fall als die schicklichere zu wählen sey, dieß hängt theils von der Veranlassung, dem Stoff und dem durch ihn herbey geführten Hauptgedanken, theils auch von dem Grade der Bildung ab, welchen diejenige Person besitzt, an welche der Brief gerichtet ist. So wird z. B. der Brief, worin wir gegen unsern Wohlthäter den Tod seines Freundes betrauern, allerdings für die mittlere Schreibart geeignet seyn, wenn anders unser Wohlthäter ein Mann von einiger Bildung ist.

Die Wohlstandsbriefe sind unter allen Briefgattungen die schwierigste, und zwar vorzüglich aus folgenden Ursachen:

1. weil die Veranlassungen zu diesen Briefen einen sehr kleinen Umfang haben, und daher fast immer die nämlichen sind;

2. weil nebst dieser Einförmigkeit ihr Stoff meistens sehr dürftig, erschöpft und abgenützt ist;

3. weil die Vereinigung von Empfindung und Convenienz, die hier Statt finden soll, an und für sich schon eine sehr beschwerliche Aufgabe ist.

Für die gefährlichsten Klippen dieser Briefgattung erklärt Pöblig: die Übertreibung der Theilnahme; die sichtbare Erkünstelung der vorgespiegelten Empfindung; trockene zurückstoßende Kälte; unnöthigen Schmuck in der Darstellung; ermüdende Weitschweifigkeit in der Behandlung eines einförmigen Gegenstandes. „Wer nicht durch den gesellschaftlichen Umgang gebildet, und in den gewandten Ton der höhern Convenienz eingeweiht ist; wer nicht zugleich die Geschicklichkeit besitzt, sich in die mutmaßliche Stimmung und Empfindung des Empfängers, bey der Abfassung eines Wohlstandsbriefes, hinein zu denken und die, durch die Veranlassung zum Wohlstandsbriefe in ihm erweckte Empfindung mit der nöthigen Feinheit zu berühren; wer nicht das Einförmige und Alltägliche des Gegenstandes, oder den Abgang alles höhern Interesse an demselben durch die Einkleidung, Wendung und Haltung des Ganzen zu ersetzen versteht: der wird bey seinen Wohlstandsbriefen ins Widrige und Unerträgliche fallen.“ —

§. 13.

Sentimentaler oder Empfindungsbrief.

Da dieser Brief an solche Personen gerichtet wird, mit welchen wir durch die nächsten und schönsten Lebensverhältnisse verbunden sind (Ältern, Gatten, Geliebte, Freunde u. c.): so versteht sich von selbst, daß hier die Empfindung freyen Spielraum erhalten, folglich in einem solchen Briefe der Ausdruck der wahren Gefühle, die Sprache echter Herzlichkeit herrschen muß.

Ein eigentlicher Empfindungsbrief wird daher allzeit misslingen, sobald der Schreibende von der Empfindung nicht wirklich erwärmt ist, sondern nur ein angenommenes Gefühl schön ausdrücken will.

Die Schreibart dieser Briefgattung wird nicht nur durch die höhere oder geringere Bildung des Schreibenden und desjenigen, an welchen geschrieben wird, in einzelnen Fällen bestimmt, sondern noch mehr durch den Grad der Stärke des herrschenden Gefühls. Es kann daher sowohl der niedere als auch der mittlere — ja selbst der höhere Styl Statt finden, wenn die Empfindung auf den höchsten Grad gesteigert wird. Nur muß man im letztern Falle sehr behutsam seyn, um nicht in Schwulst und Bombast zu verfallen.

Die Wärme und Innigkeit des Empfindungsbriefes befreit denselben von den Fesseln der durch die strenge Convenienz eingeführten Titulaturen und Formeln; denn er gründet sich auf die Heilighaltung der natürlichsten und wesentlichsten Verhältnisse des menschlichen Lebens. Die Courtoisie verschwindet daher; und so wie der Empfindungsbrief unter allen Gattungen des Briefstils das weiteste Feld hat, so bewegt er sich auch am freiesten, liebt keine langen Eingänge, keine schulgerechten Schlüsse u. d. gl. Nur ein Verhältniß erfordert hier eine Beobachtung gewisser Ausdrücke, — das Verhältniß des Jüngern zum Ältern, z. B. der Kinder und Ältern oder Lehrer. Hierin darf weder Willkühr noch Nachlässigkeit Statt finden.

§. 14.

Witzige und launige Briefe.

Diese Briefgattung gibt mehr als irgend eine andere die häufigste Gelegenheit zu Verstößen, Kränkungen und Beleidigungen ohne Willen. Witzige und launige Briefe sind daher mit einiger Sicherheit nur an solche Personen zu schreiben, die wir nach allen Verhältnissen ihres Lebens genau kennen, nämlich an vertraute Freunde, Verwandte und alte Bekannte.

Die Schreibart dieser Briefgattung ist entweder die niedere, oder die mittlere. Die erstere findet Statt, wenn der Brief einen Gegenstand aus dem Gebieth des Niedrig-Komischen behandelt, wo dann auch Provincialismen und andere, sonst fehlerhafte Ausdrücke erlaubt sind. Der feinere, mehr schneidende, sich der Satyre nähernde Witz fordert die mittlere Schreibart. Hier sind insbesondere die feineren, verschleierten Anspielungen an ihrer rechten Stelle.

Bei der ganzen Briefgattung überhaupt aber lasse man sich die Beobachtung folgender Regeln sehr angelegen seyn:

a) Man wähle immer die angenehme, oder die schwache, oder die scheinbare Seite eines Gegenstandes zum Ziel seines Witzes.

b) Man hüte sich vor dem erzwungenen, falschen, einseitigen, einförmigen, abgenutzten, platten, frostigen und geschraubten Witz. Gleich der gesunden Vernunft gibt es auch einen gesunden Witz, der immer am meisten wirkt.

c) Man überlege sorgfältig, ob der gewählte Gegenstand zur witzigen Behandlung wirklich geeignet sey; sonst geräth man in die Gefahr, etwas Unschickliches oder Unwürdiges zu thun, statt witzig zu seyn — zu witzeln und mit dem Witz zu coquettiren *).

d) Man lasse sich vom Witz nicht unbändig fortreißen, sondern wisse seiner stets Herr zu bleiben, und ihn im Zügel zu halten. Auch der treffendste Witz wird fehlerhaft und unerträglich, sobald er das Maß der Dauer und der Fülle überschreitet.

e) Der Witz werde nicht beißend und bitter; denn so frey, keck und übermüthig der witzige Brief auch einher schreitet, so darf er doch die Gesetze des Wohlstandes und der Humanität nicht im geringsten verletzen.

*) Wer seinen Witz über ehrwürdige, wichtige und ernsthafte Gegenstände ausgießt, zeigt sich entweder herzslos oder unklug, und macht sich verächtlich und verhaßt. Der Witz darf nur alberne Verhältnisse des Lebens und Schwächen, Unvollkommenheiten und Thorheiten der moralischen Welt antasten.

Mit der Courtoisie aber verfährt der witzige und launige Brief nicht nur sehr leichtsinnig, sondern er treibt sogar oft mit ihr ein unwilliges Spiel, und macht sie durch Parodie lächerlich.

§. 15.

Belehrende Briefe.

Der belehrende oder didaktische Brief hat die Absicht, einer wirklichen oder als wirklich angenommenen Person, in irgend einer Wissenschaft oder auch in einem einzelnen Theile derselben, Unterricht zu ertheilen, und zwar auf eine, alle abstracte Trockenheit vermeidende, populäre und angenehme Weise.

Hieraus ergibt sich, daß der didaktische Brief, gleich dem Geschäftsbriefe, nur wegen der Form, nicht aber dem Stoffe nach, zur Briefgattung überhaupt gehört, folglich den — für die Behandlung und Darstellung wissenschaftlicher Gegenstände gegebenen Gesetzen unterliegt. Darum sagt auch der scharfsinnige Hugo Blair von diesen Briefen:

„Ob schon das Titelblatt sie als Briefe an einen Freund ankündigt, so verschwindet doch dieser Freund, so wie die erste Anrede vorüber ist, und wir sehen gar bald, daß es eigentlich die Lesewelt ist, mit welcher der Verfasser Briefe wechselt. Die Episteln des Seneca sind von dieser Art. Es ist nicht wahrscheinlich, daß diese letztern jemahls als wirkliche Briefe an Jemanden geschickt worden sind. Es sind nichts als vermischte Abhandlungen über moralische Gegenstände, welche der Verfasser für gut befand, in Briefe einzukleiden. Selbst wenn Jemand einen wirklichen Brief schreibt, in welchem er irgend einen besondern Gegenstand umständlich ausführt, irgend einem Leidenden moralische oder religiöse Tröstungen ans Herz legen will: so steht es ihm in einem solchen Falle frey, ganz als Theolog oder als Philosoph zu schreiben, und er kann ohne Bedenken die Sprache und den Vortrag des einen oder des andern annehmen. Man beurtheilt einen solchen Verfasser nicht, in wie fern er einen Brief schreibt, sondern in wie fern er einen Aufsat

liefert, der für die besondere Lage und Umstände irgend einer einzelnen Person eingerichtet ist."

Der didaktische Brief entlehnt also vom Briefstyle nur die Anrede und den Schluß, die Einkleidung und den Ausdruck.

Man kann daher in formeller Hinsicht für diese Briefgattung ungefähr folgende Vorschriften ertheilen:

1. Der didaktische Briefsteller enthalte sich, so viel nur möglich, aller wissenschaftlichen Terminologie, und strebe nach populären Ausdrücken, die allgemein verständlich sind.
2. Er suche die wissenschaftlichen Gegenstände, die er behandelt, auf das praktische Leben anzuwenden.
3. Er mache seinen Vortrag nicht nur sehr klar und faßlich, sondern auch angenehm und reizend, ohne Prunk und Schimmer, um den Leser auch dadurch anzuziehen.
4. Er nehme insbesondere alle Rücksicht auf den Grad der Bildung und auf die Bedürfnisse der Person oder der Gattung von Lesern, für welche er schreibt.
5. Er wähle diejenige Schreibart, welche dem Gegenstande am angemessensten ist, meistens die niedere oder mittlere, nur höchst selten die höhere *).

§. 16.

Antwort-Briefe.

Hierbey wäre Folgendes zu beobachten:

1. Die Antwort richte sich sowohl nach dem Inhalte, als auch nach dem Tone des empfangenen Briefes.
2. Man beantworte Punct für Punct, und sey bemüht, durch Vollständigkeit und Deutlichkeit den Gegenstand zu erschöpfen, und die Person, welche an uns schrieb, zu befriedigen.

*) Diejenigen Briefe, welche man im Nahmen eines Andern schreibt, dessen Gesinnungen und Empfindungen man ausdrücken will, werden Charakter-Briefe genannt.

3. Wenn uns in dem erhaltenen Briefe eine oder die andere Stelle dunkel ist, so lasse man sich ja von keiner falschen Scham verleiten, sie für verstanden anzunehmen. Man äußere lieber geradezu seine Zweifel und Bedenken; sonst entstehen neue Mißverständnisse, und die Verwirrung wächst immerfort *).

§. 17.

Dedicationen.

Die Zueignungsschriften gehören zum Briefstyle, weil sie gewöhnlich in Briefform abgefaßt sind. Sie beobachten da-

- *) Einige sehr zweckmäßige Behutsamkeitsregeln gibt Pölich in Ansehung der Beantwortung der Briefe. Sie gehören zwar nicht zur Theorie einer Rhetorik; ich schalte sie aber deßhalb hier ein, weil sie, als Klugheits-Maximen, oft von großem Nutzen seyn können: „Briefe des Witzes und der Laune müssen nur in glücklichen, heitern und sorgenfreyen Stunden beantwortet werden, wenn sie ihren Zweck nicht verfehlen sollen; hingegen Briefe des Wohlstandes verlangen, nach der eingeführten Convenienz, eine sehr geschwinde Beantwortung. — Briefe, durch welche wir uns gereizt und beleidigt fühlen, oder welche überhaupt eine Leidenschaft in uns aufgeregt haben, dürfen wir, um unserer eigenen Ehre und um der nachtheiligen Folgen einer, durch unsere Antwort vermehrten und erhöhten Bitterkeit und Feindschaft willen, nicht im Augenblick des Empfanges beantworten; vielmehr müssen wir mit dieser Beantwortung so lange anstehen, bis wir den empfangenen Brief mit Ruhe lesen können. Ist dieß noch nicht der Fall, so werden wir durch unsere Antwort nur neue Mißhelligkeiten veranlassen und die gegenseitige Spannung und Abweichung vergrößern. — Unsere Antwort soll nur mit Würde, mit Ruhe und Kälte abgefaßt, und nur bloß eine Befriedigung unserer Eitelkeit seyn. Auch müssen wir die Sache genau von der Person trennen, und, wo es nur möglich ist, durch unsere Beantwortung wieder einen Schritt vorwärts zur Ausgleichung der entstandenen Mißhelligkeit thun, weil man voraus setzen darf, daß der, von dem wir den Brief erhielten, in der Folge, bey ruhiger und reifer Überlegung, die geschehene Übereilung selbst wieder bereut haben und zur Vergütung derselben geneigt seyn werde.“

her auch die Courtoisie, und zwar am genauesten dann; wenn sie zur Gattung der Wohlstandsbriefe gehören.

Sie sind bald zur niedern, bald zur mittlern Schreibart geeignet, je nachdem der Inhalt und der Ton des ganzen Werkes sich zu der einen oder der andern hinneigt; dann nach dem Verhältnisse, als die Person, der wir das Werk widmen, von höherem Range, oder mit uns gleichen Standes ist.

Der gewöhnliche Gang der Zueignungsbriefe ist dieser: die Ursache der Herausgabe des Werkes wird angeführt; dann die Ursache, warum eben dieses Buch eben dieser Person zugeeignet werde. Nun folgt meistens das Lob dieser Person. Den Schluß macht die Empfehlung des Werkes und seines Verfassers.

In Ansehung der Person, welcher eine Schrift zugeeignet wird, ist vorzüglich zweyerley zu beobachten:

a) Der Zueignende vergesse ja nie das individuelle Verhältniß, in welchem er zu jener Person steht, welcher er sein Werk widmet.

b) Er nehme die Rücksicht, daß er zu dieser Person hier öffentlich spricht, folglich nicht berechtigt ist, alles zu sagen, was der Privat-Brief gestattet. Ohne diese Rücksicht geräth man in die Gefahr, jene Person zu compromittiren.

Übrigens sey der Zueignungsbrief kurz und nachdrücklich, und sein Ton überhaupt weder kriechend, demüthig und schmeichlerisch, noch stolz und prahlend.

Manchmahl wird die Zueignung nicht in einem eigenen Briefe förmlich ausgeführt, sondern nur auf einem besondern Blatte mit wenigen Worten angedeutet.

§. 18.

Vom historischen Styl überhaupt.

Der Hauptzweck aller historischen Darstellung ist Ver sinnlichung der Vergangenheit, dadurch, daß sie uns ein wahres, treues, zusammenhängend-vollständiges Bild derselben liefert.

Der historische Styl hat aber viele Untergattungen, je

nachdem entweder der *Stoff* oder die *Form* zum Princip der Eintheilung genommen wird.

In Hinsicht des *Stoffes* gibt es zwey Hauptgattungen; deren eine die Erscheinungen der physischen Welt darstellt, wogegen die andere die Vorgänge der moralischen erzählt.

Gegenstände des historischen Stoffes der ersten Classe sind:

1) Die Erscheinungen der unorganischen Natur der Erde und ihrer Theile. Hieher gehört also die mathematische, dann ein Theil der allgemeinen und der speciellen physischen Geographie.

2) Die Erscheinungen der organischen Natur, das ist, die Beschaffenheit und der Zustand der auf der Erde befindlichen Geschöpfe und ihrer Veränderungen. Hieher gehören alle naturhistorischen Schilderungen und Gemälde, sie mögen nun systematisch seyn oder nicht; 3. B. eigentliche Naturgeschichte, Geschichte der Menschen-Racen u. s. w.

Liefert die moralische Welt den Stoff, so ist die historische Darstellung entweder Universal-Geschichte, oder Special-Geschichte, Geschichte einzelner Gesellschaften, Gemeinden und Vereine, oder Geschichte einzelner Individuen. Nimmt man die *Form* zum Eintheilungs-Princip, so sind die vorzüglichern Untergattungen des historischen Styls:

1. Die Erzählung. 2. Die Beschreibung. 3. Die Schilderung und das Gemälde. 4. Die Charakteristik. 5. Die Biographie. 6. Der Lapidar-Styl. 7. Der geographische, und 8. der naturhistorische Styl. 9. Der eigentliche historische Styl, im engsten Sinn des Wortes.

Was nun die *Eigenschaften* des historischen Styls betrifft, so versteht sich wohl von selbst, daß er die *allgemeinen Eigenschaften* der guten Schreibart überhaupt haben müsse. Es wäre daher ganz überflüssig, erst ausführlich zeigen zu wollen, wie nöthig demselben Correctheit, Bestimmtheit, Deutlichkeit, Kürze, Vollständigkeit u. s. w. seyen, folglich in keiner Untergattung fehlen dürfen.

Veränderlicher sind die *speciellen Eigenschaften*, welche nur einer oder der andern Untergattung des historischen Styls

im höhern Grade und vorzugsweise zukommen. Sie werden hauptsächlich durch den Zweck jeder geschichtlichen Darstellung modificirt, je nachdem dieser entweder in Belehrung und Überzeugung liegt, oder mehr auf Nöhrung und Unterhaltung ausgeht.

Hiernach bestimmt sich auch die Schreibart, in welcher ein historisches Werk abgefaßt seyn soll. Der eigentlichen, pragmatischen, ausführlichen Geschichte ist die mittlere Schreibart die angemessenste; die höhere soll im ganzen Werke nie die herrschende seyn, sondern nur in solchen Parthien Statt finden, wo ein höheres Interesse des Gegenstandes eintritt, und einen höhern Aufschwung erfordert. Die geographische und naturhistorische Darstellung eignen sich zunächst für die niedere Schreibart. Zur mittleren erhebt sich die erstere nur in der Statistik, die letztere bey Gemälden und Schilderungen ergreifender Naturscenen u. dgl.

Wir betrachten nun die Eigenthümlichkeiten der einzelnen Formen historischer Darstellung.

§. 19.

Die Erzählung.

In der Erzählung werden die Begebenheiten der Vergangenheit nach der Zeitfolge dargestellt. Sie unterscheidet sich demnach von der Beschreibung, indem diese die Erscheinungen im Raume schildert; von der eigentlichen Geschichte aber durch die Einheit und Totalität der Handlung, indem diese einen Hauptgegenstand zu einem Ziele führt (dieser Hauptgegenstand sey nun ein Charakter oder eine Thatsache), und alle mitwirkenden Begebenheiten und Personen zu einem geschlossenen Ganzen und zur Steigerung des Interesse für die Hauptsache in eine pragmatische Verbindung bringt, so wie das Gesetz der innern Nothwendigkeit es erfordert.

Der Erzähler hat daher Folgendes zu beobachten:

1. Alle Figuren, alle Begebenheiten müssen dem Haupt-

Momente des Ganzen untergeordnet seyn, und sich um diesen zwar in strengem Zusammenhang und in steter Hindeutung, dabey aber doch frey und lebendig bewegen. Eben deßhalb müssen sich

2. die einzelnen Figuren und Momente durchgehends so gruppiren, daß sie den Total-Eindruck durch ihren Einklang erhöhen. Es ist daher gut, den Hauptgegenstand schon in der Überschrift treffend anzukündigen.

3. Eine stufenweise Entwicklung der Charaktere und Handlungen, ein fortschreitendes Anreihen der Begebenheiten, ist unerläßliche Bedingung einer guten Erzählung. Es muß folglich Ordnung herrschen, die nichts überspringen, nichts später anführen läßt, was früher zu sagen war. Man hüte sich daher auch

4. vor jeder Einwebung von Personen und Umständen, die nicht unmittelbar zur Mitwirkung nothwendig sind.

5. Der Eingang sey immer so kurz als möglich, der Schluß aber folge schnell auf die Entscheidung des Haupt-Moments. Der Verstoß gegen diese Regel macht die Erzählung matt.

§. 20.

Die Beschreibung.

Das Wesentliche und Eigenthümliche der Beschreibung liegt in den drey Hauptpuncten:

1. Sie stellt Erscheinungen und Veränderungen im Raume dar; eine Beschreibung der Seele oder des Verstandes wäre lächerlich. Die Sitten eines Volkes dagegen lassen sich wohl beschreiben. Jede Reisebeschreibung liefert davon Beispiele.

2. Die Beschreibung stellt ihren Gegenstand als gegenwärtig, als uns vor Augen liegend dar. Sobald sie ihn als vergangen darstellen wollte, würde sie Erzählung werden.

3. Sie muß die Theile, welche sie durch ihre Darstellung gewisser Maßen vereinzelt, dadurch wieder in Zusammenhang

zu bringen und als ein Ganzes zu zeigen wissen, daß sie einen bequemen Überblick gibt.

4. Ein Haupterforderniß einer guten Beschreibung besteht noch darin, daß sie die charakteristischen Merkmale des darzustellenden Gegenstandes aushebe, und ihn dadurch in so hohem Grade versinnliche, daß der Leser die anschaulichste Vorstellung von demselben erhält.

Zur höhern Vollkommenheit einer Beschreibung dürfte die Beobachtung folgender Regeln sehr zweckmäßig seyn:

1. Man hüte sich, unbedeutende Gegenstände ausführlich beschreiben zu wollen. Dieß kann zwar im Komischen, als Parodie, gute Wirkung thun; den ernsthaften Vortrag aber macht es matt, schleppend, und läppisch.

2. Man überlege und unterscheide jedes Mal genau, ob die Beschreibung an den Verstand oder an die Einbildungskraft gerichtet seyn soll. Nur im letztern Falle kann die Anwendung des rednerischen Schmuckes Statt finden; außerdem sind Klarheit und Bestimmtheit in der Angabe und Zusammenstellung der Merkmale des zu beschreibenden Gegenstandes die Hauptsache.

3) Man unterlasse nicht, die wichtigste oder schönste, nach Umständen auch die tadelhafteste oder häßlichste und gefährlichste Seite, vor den übrigen in das hellste Licht zu stellen.

4. Man hüte sich, in einem größern Werke Beschreibungen der nämlichen, oder doch sehr ähnlicher Gegenstände öfter zu wiederholen. Die Erschöpfung des Witzes und die auf Mannigfaltigkeit der Behandlung angewandte Mühe werden nicht zur Genüge vergolten, und die daraus hervor gehende Monotonie wird durch das Vergnügen der Vergleichung nicht hinlänglich vergütet.

5. Poetische Beschreibungen thun im historischen und im didaktischen Style nie eine gute Wirkung. Sie verrathen vielmehr eine jugendliche Gährung und Mangel an Gediegenheit des Geistes und des Vortrags.

§. 21.

Die Schilderung.

Die Schilderung ist eigentlich nur eine besondere Art der Beschreibung, nämlich eine mahlerische Beschreibung, die sinnliche Gegenstände durch die möglichst lebhafteste Darstellung im höchsten Grade anschaulich zu machen sucht.

Da die Schilderung sich mehr oder weniger stets dem poetischen Gebiete nähert, so ergibt sich von selbst, daß dabei insbesondere zwei Regeln zu beobachten sind:

1. Die Schilderung werde von dem Historiker sehr bescheiden gebraucht, folglich nur da angewendet, wo sie dem Gegenstände und dem Zusammenhänge wohl anpaßt.

2. Man hüte sich, Schilderungen anzuhäufen, oder zu schnell auf einander folgen zu lassen *).

§. 22.

Die Charakteristik.

Die Charakteristik ist eine der schwierigsten Darstellungsformen, besonders in der Prose, da hier das richtigste und genaueste psychologische Verfahren gefordert wird. Aber auch nur den geistreichsten Dichtern sind vollkommene Charakter-Zeichnungen gelungen.

Die Charakteristik, im engeren Sinne, kann nur die Eigenthümlichkeiten vernünftiger Wesen, nach ihrer physischen, moralischen und intellectuellen Individualität, darstellen. Diese vernünftigen Wesen müssen aber auch zugleich ausgezeichnet erscheinen, entweder durch ihr inneres, oder durch ihr äußeres Leben.

*) Für die eigentliche Beschreibung ist die mittlere Schreibart die angemessenste; die sich höher aufschwingende Schilderung wählt deßhalb auch gewöhnlich den höhern Styl.

Die Charakteristik scheint zwar auf den ersten Blick mit der Biographie fast in Eins zusammen zu schmelzen. Sie unterscheidet sich aber von ihr doch wesentlich dadurch, daß die Biographie die äußern Lebensumstände eines merkwürdigen Mannes ausführlich erörtert, die Charakteristik aber von diesen nur in so fern einen Gebrauch macht, als sie ihr zur Darstellung des intensiven Lebens dienen.

Die Charakteristik kann aber eine totale oder eine specielle seyn. Die erstere schildert das intensive Leben ihres Helden nach allen seinen Beziehungen und Richtungen, die letztere nur nach einzelnen Zügen und Hinsichten, z. B. auf Denkungsart, auf Handlungsweise, als Privat-Mensch, als Staatsmann u. d.

Hieraus entstehen für die Charakteristik folgende Regeln:

1. Sie führt uns durch die pragmatische Lebensentwicklung zu einer höhern Ansicht, oder zu einer allgemeinen Wahrheit empor.

2. Sie folgt in ihrer Darstellung durchaus psychologischen Grundsätzen.

3. Sie muß bey Entwicklung der Charaktere die Hauptzüge derselben auffassen und festhalten, um daraus die einzelnen Erscheinungen abzuleiten.

4. Sie muß immer — mehr oder weniger hervor tretend — einen allgemeinen Maßstab für Geistesgröße und moralischen Werth aufstellen, und hiernach das Verdienstliche und Wesentliche von dem Werthlosen und Zufälligen unterscheiden.

5. Die mittlere Schreibart ist der Charakteristik die angemessenste und auch die gewöhnlichste. Zur höhern erhebt sie sich nur dann, wenn irgend eine Parthie der Darstellung vorzugsweise zu verstärken ist.

Zwey besondere Unterarten der Charakteristik sind die Charakterzeichnungen, welche die unterscheidenden Eigenthümlichkeiten ganzer Völker, dann die Grundzüge der verschiedenen Charaktere, Temperamente, Lebensalter u. dgl. zusammenstellen. Die letztern können vorzüglich dem Anfänger

zu Versuchen und ersten Übungen in dieser Darstellungsform dienen.

§. 23.

Die Biographie.

Die Biographie hat das ganze Leben eines Menschen, mit vollständiger Entwicklung seiner Ausbildung, Wirksamkeit und Schicksale, wie auch des Einflusses auf seine nächsten und fernen Umgebungen, Angehörige und Zeitgenossen, pragmatisch und mit stylistischer Vollkommenheit darzustellen. Wenn die letztere Eigenschaft fehlt, so sinkt die geistreiche Schönheit der Lebensbeschreibung zum trocknen, tabellarischen Lebenslaufe herab.

Die hier zu machenden Forderungen treffen aber theils das Product selbst, theils den producirenden Biographen.

In Hinsicht der Biographie selbst ist zu beobachten:

1. Der richtige Gang der ersten Ausbildung und Richtung, die den jungen Anlagen und Kräften gegeben wird.
2. Das erste Eintreten in bedeutende, folgenreiche Verhältnisse.
3. Das Beginnen und Fortschreiten der eigentlichen Lebensschicksale, Thaten und Wechselwirkungen.
4. Das sich zeigende Ringen und Streben nach irgend einem Ziele, dessen ganzes oder theilweises Gelingen und Mißlingen bey der Erreichung.
5. Das darzustellende Individuum erscheine so viel als möglich selbsthandelnd.
6. Die fruchtbaren und vorzüglich interessanten und lehrreichen Parthien der Biographie sind besonders hervor zu heben und in das Licht zu stellen.
7. Alle Einzelheiten der Biographie müssen psychologisch und stylistisch so wohl geordnet und so innig mit einander verbunden werden, daß das Leben des darzustellenden Individuums als ein volles und zusammen hängendes Ganzes erscheine.

An den Biographen ergeht die Forderung:

1. Daß er sich die genaueste Kenntniß des darzustellenden Individuums verschaffe;

2. Daß er in seiner Darstellung die strengste Unparteilichkeit beobachte, folglich weder als enthusiastischer Lobredner, noch als sarkastischer Gegner seines Helden auftrete;

3. Daß er dem Leser keine Ansichten aufdringe, ihn durch nichts bestechen, nicht durch eingestreute Bemerkungen verblende, sein Urtheil nicht gefangen nehme, sondern ihn nur auf die wichtigsten Puncte aufmerksam mache, und die Sache durch ihren pragmatischen Zusammenhang das Wort, für oder wider sich, selbst führen lasse;

4. Daß er sich nicht nur alles Kleinlichen Haschens nach Anekdoten, Einfällen und einzelnen Zügen enthalte, sondern immer die Wirkung des Ganzen und seinen höhern Gesichtspunct im Auge habe.

§. 24.

Die Anekdote.

Die Anekdote hat nur einen einzelnen Umstand aus dem Leben einer, in irgend einer Hinsicht merkwürdigen oder interessanten Person darzustellen, es sey nun eine Handlung, ein Vorfall, oder eine Äußerung.

Um in ihrer Art einen höhern Grad der Vollkommenheit zu erreichen, muß die Anekdote folgende Forderungen befriedigen:

1. In dem einzelnen Zuge muß sich der Charakter der Person, von welcher derselbe erzählt wird, deutlich aussprechen.

2. Die Anekdote muß Anwendbarkeit auf das ganze Leben und Streben der Person haben und erhalten.

3. Sie muß keiner weitläufigen Erläuterung bedürfen, sondern höchst klar, kurz und präcis seyn, dabey jedoch neu und originell.

4. Ihr Stoff muß von der Beschaffenheit seyn, daß er isolirt vorgetragen werden, und dennoch Interesse erwecken kann.

5. Jede Anekdote muß ihre Pointe haben, das ist, den charakteristischen Hauptpunct, auf welchen sie hindeutet, und der durch die scharfsinnigste und feinste Behandlung hervor zu heben ist.

6. In größern historischen Werken sey man mit Einwebung von Anekdoten sparsam, um nicht dem Zusammenhange oder der Würde zu schaden.

§. 25.

Der Lapidar-Styl.

Die vorzüglichsten Eigenschaften dieses Styls sind Kürze und Kraft, welche theils durch seine Bestimmung zu Inschriften auf Denkmählern (z. B. Statuen, Grabmählern, Ehrensäulen, auch Schaumünzen etc.), theils durch die Beschränktheit des Raums nothwendig gemacht werden.

Es versteht sich nebstdem wohl von selbst, daß der Lapidar-Stylist, da es sich darum handelt, das Andenken an irgend einen ausgezeichneten Menschen oder an eine denkwürdige Begebenheit zu verewigen, die strengste Wahrheit beobachten, folglich jedes Wort um so mehr auf die Waagschale legen muß, als ihm nur wenige Worte für seinen Zweck gestattet werden.

Für öffentliche Denkmähler eignet sich die niedere Schreibart am besten; Privat-Denkмähler haben gewöhnlich die mittlere Schreibart.

Eine der schönsten, einfachsten und rührendsten Grabmahl-Inschriften scheint mir die lateinische zu seyn, welche der englische Dichter Shenstone auf den Leichenstein der Miß Dolman, seiner Verwandten, eines reizenden Mädchens von ein und zwanzig Jahren, eingraben ließ.

Auf der einen Seite die wenigen Worte:

Peramabili suae Consobrinae
Miss Dolman.

Auf der andern:

Ah Maria,
 Puellarum Elegantissima,
 Ah flore venustatis Abrepta,
 Vale!

Heu quanto minus est
 Cum reliquis versari,
 Quam Tui
 Meminisse!

* * *

§. 26.

Geographischer und statistischer Styl.

Dieser Styl ist eine Vereinigung des erzählenden und beschreibenden. Der Stoff, den er darzustellen hat, ist höchst einfach, und für den Verstand berechnet; daher sind seine vorzüglichsten Eigenschaften: Einfachheit, Genauigkeit, Kürze und Deutlichkeit.

Die eigentliche geographische Darstellung muß durchaus inner den Gränzen der niedern Schreibart bleiben; nur hüte sie sich, gar zu trocken und wortarm zu werden, d. h. immerfort die nämlichen Ausdrücke und Worte zu wiederholen. Nur der statistischen Darstellung ist es gestattet, sich manchmahl zur mittleren Schreibart zu erheben.

§. 27.

Naturhistorischer Styl.

Die Haupterfordernisse des naturhistorischen Styles sind: Schmucklose Einfachheit in der Behandlung des Stoffes, sorgfältige Unterscheidung der äußern und innern Merkmale der zu beschreibenden Gegenstände, richtige, und nicht zu verwinkelte Classification derselben, Vollständigkeit und deutlich geordnete Übersicht.

Die naturhistorische Darstellung verlangt, gleich der geographisch-statistischen, die niedere Schreibart: Nur bey den eingeflochtenen Schilderungen und Gemälden findet die höhere Schreibart Statt.

§. 28.

Der eigentliche historische Styl, oder der historische Styl im engern Sinne.

In dem Fache der eigentlichen Geschichte haben wir fünf Methoden des Vortrags und der Darstellung des Stoffes:

1. Die geographische Methode, welche entweder von der alten, oder von der gegenwärtigen politischen Eintheilung der Erde in Reiche und Staaten ausgeht, folglich zuerst, durch Verbindung mit Karten, den Schauplatz darstellt, auf welchem das handelnde Volk auftritt, dessen Zustände nach Eintheilung der Thatfachen in Zeitabschnitten erzählt werden.

2. Die chronologische oder annalistische, welche die Begebenheiten der einzelnen Völker und Reiche, nach der historischen Zeitrechnung, in unmittelbarer Folge der Jahre und Jahrhunderte vorträgt.

3. Die ethnographische, wenn, von den frühesten Völkern angefangen, jedes Volk, nach dem Gange seiner speciellen Geschichte, isolirt, selbstständig und unabhängig von den gleichzeitigen Völkern, so dargestellt wird, daß in der Darstellungs-Methode ein Volk auf das andere folgt.

4. Die synchronistische, welche das Gleichzeitige, sowohl in der ganzen Geschichte des menschlichen Geschlechtes, als auch in den einzelnen Perioden der Geschichte, chronologisch geordnet, zusammenstellt, und dadurch einen Überblick über alles gibt, was zu derselben Zeit sich bey allen Völkern und in allen Staaten und Reichen der Erde zutrug.

5. Die pragmatische Methode, welche die Begebenheiten, als eine Folge von Ursachen und Wirkungen, nach ihrem innern und nothwendigen Zusammenhange vorträgt.

Die chronologische oder annalistische Methode haben unter den historischen Schriftstellern beobachtet: Büsch, Bredow und Hegewisch; die ethnographische: Gatterer, Beck u.; die pragmatische: Schlözer, Heeren, Spittler u. Zur synchronistischen Me-

thode gehören die synchronistischen Tabellen, von Jäger, Bredow, Kruse u. Zur geographischen die Karten von d'Anville, Kruse u.

Die pragmatische Geschichte kann wieder in vierfacher Form erscheinen:

a) Als Universal-Geschichte. Sie erzählt die Schicksale des menschlichen Geschlechtes in ihrem ganzen Umfange, von den ersten Spuren der Vergangenheit bis zur Gegenwart. Um stylistische Vollkommenheit in der Darstellung zu erreichen, muß sie die synchronistische Methode mit der chronologischen vereinigen. Durch die erstere hält sie der Phantasie ununterbrochen das Bild des Gleichzeitigen vor, indeß die letztere dem Verstande das stätige Aufeinanderfolgen der Thatfachen zeigt.

b) Als Special-Geschichte. Sie erzählt die Schicksale einzelner Staaten und Völker, auch einzelner Stände, Geschlechter u. von ihrem ersten Ursprung bis zur Gegenwart, so daß sie durch die Einheit der stylistischen Darstellung als ein geschlossenes Ganzes erscheinen.

c) Als Cultur-Geschichte. Der Gegenstand ihrer Darstellung ist kein einzelnes Volk, sondern ein Begriff, und zwar der Begriff der aus der Geschichte aller Völker entwickelten Cultur, die wieder in mehrfacher Hinsicht insbesondere betrachtet werden kann, nämlich als politische, moralische, intellectuelle, religiöse, ästhetische und wissenschaftliche Cultur.

d) Als Geschichte der Menschheit. Man könnte sie eben so gut Philosophie der Geschichte nennen. Sie ist die Darstellung der auf Thatfachen gegründeten Entwicklung des menschlichen Geschlechtes, wodurch gezeigt wird, wie dieses, nämlich die ganze Menschheit, allmählig den gegenwärtigen Grad der Cultur erreicht hat. Sie darf kein Princip irgend eines philosophischen Systemes als höchsten Maßstab annehmen, sondern muß, mit aller Freyheit der Ansicht, das Fortschreiten der Menschheit eben so wahr-

haft zeigen, als ihr Stillestehen, Zurückgehen, Veralten und Untergehen, muß das Tröstende und Erfreuliche eben so darstellen, als das Beklemmende und Traurige *).

Übrigens ist die Bearbeitung einer Geschichte der Menschheit eine höchst schwierige Sache. Wer sie unternimmt, muß in gleich hohem Grade philosophische und historische Kenntnisse besitzen. Auch erfordert sie eine vorher gegangene Bearbeitung aller untergeordneten einzelnen Theile der Cultur-Geschichte.

Was nun die Schreibart der eigentlichen Geschichte betrifft, so darf kein historisches Werk von einigem Umfang durchgehends im höhern Style geschrieben seyn. Für die pragmatische Geschichte ist der mittlere Styl der zweckmäßigste, und er kann, mit dem steigenden Interesse des Gegenstandes, auch in den höhern übergehen. Die übrigen Arten der Geschichtschreibung gebrauchen am besten den niedern Styl, von dem sie sich hier und da zum mittlern erheben. Zu Beyspielen der Schreibarten können die folgenden drey Stellen dienen:

Beyspiel der niedern Schreibart *).

Peter der Erste hatte zeitig genug entdeckt, woran es ihm und seinem Reiche fehlte. Die Entwürfe seines Vaters erinnerten ihn schon einiger Maßen daran; sieben Jahre von Unruhen und einer traurigen Abhängigkeit, die er hatte durchleben müssen, machten ihm vieles davon noch merklicher; überhaupt aber zog alles Neue und Nützliche seine Aufmerksamkeit so lange an sich, bis er sich dasselbe eigen machen konnte. Noch während der Oberherrschaft seiner Schwester offenbarte sich sein ungemeiner Trieb zur Schifffahrt und zum Seewesen, wobey er doch eine natürliche Furcht vor dem Wasser überwinden mußte, die ihn überfiel, so oft er über einen Fluß ging, und

*) Die erwähnte freye Ansicht würde selbst durch Annahme des Perfectibilitäts-Grundsatzes beschränkt.

**) Aus Schröth's Weltgeschichte.

die sogar in Ohnmachten ausbrach. Er ließ sich von einem holländischen Schiffszimmermeister ein Schiff mit Segeln und Rudern, dergleichen man in Rußland noch nicht gesehen hatte, und bald größere Schiffe bauen, brachte sie auf Flüsse und Seen, und versuchte selbst einen Steuermann darauf abzugeben etc.

Veyispiel der mittlern Schreibart.

Über die Revolutionen in der Geschichte *).

Die großen politischen Katastrophen, durch welche auf lange Zeit hinaus das Schicksal der Menschheit bestimmt wird, die wir unter der allgemeinen Benennung der Revolutionen zu begreifen pflegen, zeigen sich in Rücksicht ihres Ursprunges dem aufmerksamen Beobachter bald von einer gedoppelten Art. Entweder waren sie das Werk eines Einzelnen, der, seinen Leidenschaften fröhnend, als Eroberer auftrat, und vom Glücke begünstigt, Staaten in den Staub stürzte, um auf den Trümmern derselben den Thron seiner Größe zu errichten. Man könnte sie rein-kriegerische Revolutionen nennen; da sie gleich von Anfang an diesen Charakter annahmen, und Krieg ihr unmittelbarer Zweck war. Von dieser Art waren nicht bloß die Unternehmungen eines Cyrus, eines Timur, sondern auch mancher andern gefeyerten Helden, die, selbst an der Spitze gebildeter Nationen, Erobern nicht bloß zum ersten, sondern auch zu ihrem letzten Zwecke machten. Erscheinungen dieser Art können sehr interessant durch ihre Folgen werden; in ihrem Anfange sind sie es weniger, da sie aus einer einzigen und in ihrem Ursprunge gewöhnlich schon unreinen Quelle, der der menschlichen Herrschsucht, fließen.

Aber von ganz anderer Art ist die zweyte Gattung der Revolutionen, die wir unter dem allgemeinen Nahmen der moralisch-politischen begreifen wollen, weil sie ihren Grund in der moralischen Natur des Menschen haben. Wir

*) C. Heeren's kleine histor. Schriften. 1. Bd.

verstehen darunter diejenigen, welche durch langsam verbreitete, aber herrschend gewordene Volks-Ideen vorbereitet werden, die mit der bisher bestehenden Ordnung der Dinge einen Contrast bilden, und daher, sobald sie in Wirklichkeit gesetzt werden sollen, gewaltige Erschütterungen und große Veränderungen bewirken müssen. Gleich der Quelle, die kurz nach ihrem Ursprunge sich unter der Erde verlor, um in weiter Entfernung, im Verborgenen verstärkt, — als mächtiger Strom wieder hervor zu brechen, entstehen diese Revolutionen in Augenblicken, wo niemand daran dachte, plötzlich mit furchtbarer Gewalt, und erzeugen Erscheinungen, die auch der Scharfsichtigste nicht hätte voraus sehen können 2c.

Beispiel der höhern Schreibart.

Über die Völkerwanderung *).

Die syrische Wüste öffnet sich, und gießt ein rauhes Geschlecht über den Occident aus. Mit Blut ist seine Bahn bezeichnet; Städte sinken hinter ihm in Asche; mit gleicher Wuth zertritt es die Werke der Menschenhand und die Früchte des Ackers. Pest und Hunger hohlen nach, was Schwert und Feuer vergaßen; aber Leben geht nur unter, damit besseres Leben an seiner Stelle keime. Wir wollen ihm die Leichen nicht nachzählen, die es aufhäufte, die Städte nicht, die es in die Asche legte. Schöner werden sie hervor gehen unter den Händen der Freyheit und ein besserer Stamm von Menschen wird sie bewohnen. Alle Künste der Schönheit und der Pracht, der Uppigkeit und der Verfeinerung gehen unter; kostbare Denkmähler, für die Ewigkeit gegründet, sinken in den Staub, und eine tolle Willkühr darf in dem feinen Räderwerke einer geistreichen Ordnung wühlen; aber auch in diesem wilden Tumulte ist die Hand der Ordnung geschäftig, und was den kommenden Geschlechtern von den Schätzen der Vorzeit beschieden ist, wird unbemerkt vor dem zerstörenden Grimme des izzigen

*) S. Schillers kleine prof. Schriften 1. Bd.

geflüchtet. Eine wüste Finsterniß breitet sich igt über dieser weiten Brandstätte aus, und der elende, ermattete Überrest ihrer Bewohner hat für einen neuen Sieger gleich wenig Widerstand und Verführung.

Raum ist jetzt gemacht auf der Bühne — und ein neues Völkergeschlecht besetzt ihn, schon seit Jahrhunderten still, und ihm selbst unbewußt, in den nordischen Wäldern zu einer erfrischenden Colonie des erschöpften Westens erzogen. Roh und wild sind seine Geseze, seine Sitten. Unverrückt, als wäre er noch auf salischer Erde, und unversucht von den Gaben, die der unterjochte Römer ihm anbiethet, bleibt der Franke den Gesezen treu, die ihn zum Sieger machten; zu stolz und zu weise, aus den Händen der Unglücklichen Werkzeuge des Glücks anzunehmen. Auf dem Aschenhaufen römischer Pracht breitet er seine nomadischen Gezelte aus, bäumt den eisernen Speer, sein höchstes Gut, auf dem eroberten Boden, pflanzt ihn vor den Richtersthühlen auf, und selbst das Christenthum, will es anders den Wilden fesseln, muß das schreckliche Schwert umgürten 2c.

* * *

Außer den, für den guten Styl überhaupt gegebenen Regeln, kommen für die historische Darstellung, in logischer und ästhetischer Hinsicht, noch insbesondere die folgenden zu beobachten:

1. Das eigentliche Tempus für den historischen Styl ist das Imperfect. Das Präsens muß nicht zu häufig gebraucht werden, und zwar am zweckmäßigsten und wirksamsten nur bey sehr wichtigen Erscheinungen und höchst ergreifenden Situationen, wo dann der Leser durch die möglichste Vergegenwärtigung der Vergangenheit auf eine begeisternde Weise in die Mitte der Handlung versetzt und gleichsam Theilnehmer an derselben wird.

2. Diese Regel steht in Verbindung mit der wesentlichen notwendigen klugen Vertheilung von Licht und Schatten, welche dem Geschichtschreiber gebiethet, nur das Höhere, Wichtige und Bedeutungsvolle hervor zu heben und zu beleuchten,

das Übrige aber, mehr oder weniger, in den Schatten zu stellen.

3. In dem Historiker muß sich immerzu ein lebhaftes Bewußtseyn von der Würde der menschlichen Natur und stete Rücksicht auf die höchsten Zwecke der moralischen Natur zeigen, worauf sich ein gewisser heiliger Ernst der Darstellung gründet. Der Witz des Komischen muß daher sehr sparsam angewendet werden; die beste Wirkung wird er in manchen Charakter-Zeichnungen hervorbringen.

4. Die Geschichte fordert von ihrem Darsteller eigen thümlichen Geist. Der Historiker hüte sich daher sorgfältig vor der Annahme einer fremden Manier, weil er dadurch die ihm nachtheilige Meinung erweckt, daß es ihm an Geist mangle, und er nur Formen nachzubilden vermöge.

5. Der Historiker muß sich seines Stoffes gänzlich bemächtigt haben, sonst wird es ihm nie gelingen, ihn mit höchster Wahrheit und Klarheit darzustellen.

6. Er muß zu diesem Ende auch die strengste Kritik und Unparteilichkeit in der Darstellung der Thatfachen beobachten.

7. Der Historiker muß die ganze Masse der Erscheinungen und Thatfachen in seine Phantasie aufnehmen, und aus dieser auf solche Weise reproduciren, daß sie nicht nur in der Vorstellung zur Einheit verbunden werden, sondern der nothwendige Zusammenhang derselben sich auch in der Form versinnlicht wahrnehmen lasse. Wenn dieses fehlt, so wird die ganze Geschichte nur aus einer Reihe neben einander gestellter Theile bestehen.

8. Der Geschichtschreiber muß sich bemühen, die Handlungen und Begebenheiten, welche er erzählt, so viel nur möglich, bis zu ihren ersten Triebfedern zurück zu führen.

9. Mit der Äußerung seiner eigenen Meinungen und Urtheile, und mit der Aufstellung scharfsinniger und belehrender Betrachtungen und Maximen, muß der Historiker sehr behutsam seyn. Die Sache soll selbst für oder wider sich sprechen, und die Entwicklung der Lehre und der Ansicht dem Leser überlassen,

nicht aufgedrungen werden. Darum sagt auch Hugo Blair: „Der Geschichtschreiber, der allzu geneigt ist, in den Ton der Abhandlung zu fallen, und der über jeden Gegenstand, den er erzählt, Betrachtungen und Untersuchungen anstellt, erregt sehr leicht den Verdacht, daß er es sich vielleicht erlaubt, der Erzählung der Begebenheiten bisweilen wissentlich oder unwissentlich diejenige Wendung zu geben, welche ein von ihm angenommenes System am meisten begünstigt. Die Geschichte soll uns mehr durch unparteyische und einsichtsvolle Erzählung unterrichten, als durch ausdrückliche, in die Form der Belehrung eingekleidete Bemerkungen. Bey gewissen Gelegenheiten, wenn irgend ein zweifelhafter Umstand eine nähere Untersuchung fordert, oder irgend ein großes Ereigniß aufgestellt werden soll, über dessen Ursachen und Bestimmungen die Urtheile der Menschen sehr verschieden ausgefallen sind, in solchen Fällen darf allerdings die Erzählung auf einige Augenblicke stille stehen, und der Geschichtschreiber sich selbst zeigen, und eine so wichtige Auseinandersetzung mit aller Geschicklichkeit vornehmen. Aber er muß auch auf der andern Seite auf seiner Hut seyn, daß er dem Leser nicht durch allzu ofte Wiederholung von dergleichen Untersuchungen lästig wird. Was die Bemerkung über die menschliche Natur überhaupt, oder über die Eigenthümlichkeiten gewisser Charaktere betrifft, so thut es immer eine bessere Wirkung, wenn der Geschichtschreiber dieselben seiner Erzählung auf gute Art einverleiben kann, als wenn er dieselben als eigentliche abgesonderte Betrachtungen erscheinen läßt. Tacitus, zum Beyspiel, macht in dem Leben des Agricola, bey Gelegenheit der Behandlung, welche Agricola vom Domitian erfuhr, die Bemerkung: „Es ist der menschlichen Natur eigen, denjenigen zu hassen, den man beleidiget hat.“ — Die Bemerkung ist richtig und gut angewandt; aber die Art, wie sie aufgestellt wird, ist zu abgezogen und zu philosophisch. Ein ähnlicher Gedanke in einer andern Stelle eben dieses Schriftstellers thut daher weit bessere Wirkung. Es ist die Rede von der Eifersucht, die Germanicus von Seiten der Elvia und des Tiberius mit Recht

zu befürchten hatte. „Er war — sagt Tacitus — besorgt wegen des geheimen Hasses seines Oheims und seiner Großmutter; ein Haß, der um so bitterer war, je weniger er selbst dazu Anlaß gegeben hatte.“ Auch hier wird eine moralische Bemerkung gemacht, die aber keineswegs das eigentliche Ansehen derselben hat. Sie ist als ein Theil der Erzählung angebracht, und erklärt die Ursachen von den Besorgnissen des Germanicus.

10. Der Historiker hüte sich vor gezwungener und schwerfälliger Verknüpfung der einzelnen Theile des darzustellenden Stoffes; er biete vielmehr allen Scharfsinn, alle Kunst auf, Thatsachen und Begebenheiten, sie mögen noch so sehr von einander getrennt seyn, in einen schicklichen und natürlichen Zusammenhang zu bringen.

11. Insbesondere ist dem Historiker die weise Beobachtung eines Mittelweges zwischen allzu gedrängter Darstellung und zu schwachhafter Ausführlichkeit ans Herz zu legen; denn die erstere erzeugt Dunkelheit und Verwirrung, die letztere Ermüdung und Überdruß. Auch in dieser Hinsicht macht Hugo Blair die sehr richtige Bemerkung:

„Der Geschichtschreiber muß wissen, wo er gedrängt zu schreiben hat, und wo er ausführlich seyn darf. Er muß über geringe und unbedeutende Ereignisse kurz hinweg eilen, aber dafür bey solchen verweilen, die ihrer Beschaffenheit nach auffallend und beträchtlich, oder reichhaltig an wichtigen Folgen sind; er muß unsere Aufmerksamkeit im voraus auf dieselben vorbereiten, und sie dann in das beste und vollständigste Licht zu stellen wissen. Das Zweyte, worauf er zu sehen hat, ist eine gehörige Auswahl der Umstände, welche mit den Begebenheiten, die er ausführlich erzählen will, verknüpft sind. Allgemeine Thatsachen machen auf das Gemüth einen schwachen Eindruck. Die Beschaffenheit der Nebenumstände und besondern Züge ist es hauptsächlich, wodurch eine Erzählung für den Leser unterhaltend und rührend wird. Durch sie erst erhält die Erzählung der Begebenheiten Leben, Körper und Colorit; durch sie

werden wir in den Stand gesetzt, das Geschehene als gegenwärtig vor unsern Augen vorüber gehen zu sehen. Man hat dem gehörigen Gebrauch von dergleichen Nebenumständen in der Erzählung mit Recht den Namen der historischen Malerey gegeben.

12. Die Charakter-Zeichnungen sind glänzende Zierden eines historischen Werkes, aber auch eine sehr schwierige Aufgabe; denn ein historischer Charakter darf nicht bloß oberflächlich und in allgemeinen Umrissen gezeichnet seyn: der Historiker muß ihn vielmehr mit seinen feinsten und schärfsten Zügen darstellen. Dagegen aber darf sich der Geschichtschreiber auf der andern Seite auch nicht verführen lassen, in solchen Schilderungen zu sehr glänzen zu wollen, und das Feld der Charakteristik für einen ihm frey gegebenen Spielraum anzusehen, worauf er seinen Scharfsinn und seinen feinen Beobachtungsgeist umher tummeln kann. Schriftsteller, die diesem Hange unterliegen, verfallen auch gern in den Fehler, sich bey ihren Gemälden in Zusammenstellung spitzfindiger Contraste zu erschöpfen.

§. 39.

Vom didaktischen Styl überhaupt.

Der didaktische oder Lehrstyl theilt sich in zwey Hauptzweige, je nachdem er mehr auf den intellectuellen oder mehr auf den moralischen Menschen zu wirken strebt. Im erstern Falle handelt es sich vorzüglich um Überzeugung des Verstandes, im letztern um Aufregung des Willens zum Entschluß. Manchmahl werden zwar auch beyde Zwecke verbunden; einer derselben muß aber doch immer der vorherrschende seyn. Sobald der belehrende Redner diese beyden Zwecke nicht genau von einander unterscheidet, oder sie wohl gar aus Unkenntniß mit einander verwechselt, entsteht Unsicherheit in der Darstellung, folglich Dunkelheit.

Bey dem didaktischen Styl sind zwar die grammatischen und logischen Forderungen allerdings die ersten und vorzüglich-

sten; es versteht sich also wohl von selbst, daß Richtigkeit und Reinheit der Sprache, Klarheit, Einfachheit und Bestimmtheit die wesentlichsten Eigenschaften desselben sind. Nebst diesen grammatischen Vorzügen verlangt aber die logische Vollkommenheit, daß alle Theile in strenger Ordnung gestellt, erschöpfend durchgeführt, zur deutlichen Erkenntniß gebracht, und planmäßig zu einem Ganzen verbunden werden, so daß der Hauptfaden vom Anfang bis zum Ende des didaktisch-stylistischen Pro ductes nicht verloren geht.

Diese trefflichen Eigenschaften sind aber noch nicht hinreichend; auch die Schönheit der Form ist sehr nothwendig. Der didaktische Styl ist ihrer eben so fähig, als jede andere Art des Stylls. Die Erfahrung hat vielfältig gezeigt, daß der Stoff allein, das ist die Vortrefflichkeit der Gedanken und Beweise, auf den größten Theil der Menschen bey weitem nicht hinreichend wirkt, sondern daß dabey sehr viel auf die Behandlung des Stoffes ankommt. Dieselben Wahrheiten und Beweggründe machen auf das Gemüth einen sehr verschiedenen Eindruck, je nachdem sie matt, und steif und trocken, oder reizend, gefällig, schön gerundet und blühend vorgetragen werden. Es versteht sich jedoch von selbst, daß der Lehrstyl im Gegentheil auch allen Schwulst, üppige Bildersfülle und schimmernden Wig sorgfältig vermeiden muß, und sich nur mit einem Schmucke von der bescheidensten Art verschönern darf.

* * *

Das Hauptgeschäft des didaktischen Schriftstellers besteht im Aufstellen, Erklären und Beweisen der theoretischen und praktischen Wahrheiten, dann in Widerlegung der Irrthümer und Vorurtheile.

Die Methode, welche bey der Behandlung von Gegenständen des Lehrstylls beobachtet wird, kann entweder

- a) analytisch oder
- b) synthetisch seyn.

Die analytische Methode stellt zuerst die gegebenen Thatfachen auf, und entwickelt aus diesen die Grundsätze. Die

synthetische Methode dagegen stellt zuerst die Grundsätze auf, und entwickelt aus diesen Begriffe und Folgen.

Nach Verschiedenheit der Art und Weise, wie die Belehrung erteilt wird, theilt man den didaktischen Styl

- a) in den populären,
- b) erläuternden,
- c) epitamarischen, compendiarischen,
- d) systematischen,
- e) dialektisch-kritisirenden.

Was die Entscheidung der Frage betrifft: welche Schreibart für den didaktischen Styl die geeignetste sey? so läßt sich dieses im Allgemeinen nicht mit Sicherheit bestimmen. Wir werden bey den einzelnen Arten des Lehrstyls auch insbesondere angeben, welche Schreibart für jede derselben vorzüglich angemessen sey.

Um vorläufig im Allgemeinen zu zeigen, daß, nach Verschiedenheit des Gegenstandes, der Form und des Zweckes, jede Schreibart Statt finden könne, folgen hier drey kurze Beyspiele.

a) Beyspiel der niedern Schreibart im didaktischen Styl:

„Die Freundlichkeit der meisten Menschen läuft immer auf eine Absicht hinaus; sie gedenken jetzt, oder bey Gelegenheit, den Andern zu brauchen. Die Voraussetzung, daß dieses so sey, macht, daß man den größten Theil dieser freundschaftlichen Leute nicht für aufrichtig hält und sie mit gleicher Münze bezahlt. Sobald wir aber von jemanden gewiß sind, daß nicht ein Vortheil, den er von uns erwartet, sondern Wohlgefallen an unserer Person die Ursache ist, warum er uns sucht; wenn wir sehen, daß alle eigennützigen Betrachtungen ganz außer dem Spiele sind: dann ist der Grund zu wahren Zutrauen und zu einer wirklichen Zuneigung gelegt.“ — Garve.

b) Beyspiel der mittlern Schreibart:

„Wie oft übereilt und besiegt uns die Sünde, die wir haben! Mit welcher Wehmuth beschließen wir so manchen Tag,

an welchem wir strauchelten und fielen! Mit welchem Unwillen erinnern wir uns an so viel tausend gebrochene Versprechungen, an so viel tausend unvollendete gute Vorsätze! Mit welchen Thränen fließt sich unser Auge, wenn wir uns nach Jahren des Kampfes und der Anstrengung noch immer nicht rein, noch immer nicht so willig, noch immer nicht so stark erblicken, als wir seyn sollen! Wie beugt es uns darnieder, wenn wir selbst das Beste, das wir wirken, für unvollkommen erkennen müssen!" —
Reinhardt.

c) Beyspiel der höhern Schreibart:

„Wenn du über das verlorne Glück der Natur getröstet bist, so laß ihre Vollkommenheit deinem Herzen zum Muster dienen. Trittest du heraus zu ihr aus deinem künstlichen Kreise, steht sie vor dir in ihrer großen Ruhe, in ihrer naiven Schönheit, in ihrer kindlichen Unschuld und Einfalt; dann verweile bey diesem Bilde, pflege dieses Gefühl; es ist deiner herrlichsten Menschheit würdig. Nimm sie in dich auf, und ~~we~~be, ihren unendlichen Vorzug mit deinem eigenen, unendlichen Prärogativ zu vermählen, und aus beyden das Göttliche zu erzeugen. Sie umgebe dich wie eine liebliche Idylle, in der du dich selbst immer wieder findest aus den Verirrungen der Kunst, bey der du Muth und neues Vertrauen sammelst zum Laufe, und die Flamme des Ideals, die in den Stürmen des Lebens so leicht erlischt, in deinem Herzen von Neuem entzündet.“ —

Schiller.

§. 30.

Der populäre Lehrstyl.

Das Eigenthümliche dieser Art des Lehrstyls besteht darin, daß sie alles vermeidet, was gelehrte Vorkenntnisse und eine höhere Bildung fordert, und sich bloß an die Darstellung desjenigen hält, was der allgemeinen Fassungskraft angemessen ist. Dieser Styl muß demnach vorzüglich klar, deutlich und leicht verständlich seyn.

Er äußert sich in verschiedenen Formen. Die kleineren der-

selben sind: das Sprichwort und die Sentenz; die größern: die eigentlichen Volksschriften und die Kinderschriften, und zwar in katechetischer oder in so-
kratischer Form.

Sprichwörter sind die einfachste Form einer, durch vielfache Erfahrung bestätigten und in möglichster Kürze vorge-
tragenen Lebensweisheit, welche dabey gewöhnlich auch bildlich
oder doch sehr anschaulich, ermahnend oder warnend, als Richt-
schnur vor Augen gestellt wird.

Das Sprichwort muß daher folgende Eigenschaften haben:

1. Es muß ein wirklich bestehendes, kein — nach Belie-
ben neu geschmiedetes Sprichwort seyn. Die letztern gelingen
selten, und bleiben meistens, so wie ohne Autorität, also auch
ohne Wirkung.

2. Das Sprichwort darf ja nur am rechten Orte ange-
bracht werden, wo es recht eingreift, sonst sieht es kläglich, lang-
weilig oder lächerlich aus.

3. Es darf überhaupt nur sparsam gebraucht werden. Über-
ladung mit Sprichwörtern gibt dem Vortrage ein pedantisches,
oder hunschädkiges Ansehen, und macht ihn zugleich gedehnt,
folglich matt.

4. Zu alle dem müssen die Sprichwörter auch immer sehr
treffend seyn, und auf den vorliegenden Fall genau passen,
nicht zu weit, noch zu eng.

Die Sentenz ist die, in die kürzeste Form gedrängte
Darstellung einer wichtigen Wahrheit. Ihre vorzüglichsten Ei-
genschaften sind:

- a) möglichste Kürze;
- b) Kraft des Ausdrucks;
- c) Neuheit der Bemerkung, Wendung oder Zusammen-
stellung, wodurch auch das schon Bekannte in einem neuen Lichte
erscheint, oder von einer neuen Seite gezeigt wird.
- d) Sentenzen müssen nicht zu sehr gehäuft werden;
- e) nicht nach Wit und Antithesen haschen;
- f) nicht schimmern und vorherrschen wollen.

g) Nur in der höhern Schreibart dürfen sie einen höhern Aufschwung nehmen; der populäre Styl fordert sehr leicht verständliche, auf geringere Fassungskraft berechnete Sentenzen.

Eigentliche Volksschriften behandeln Gegenstände des täglichen Lebens zum Gebrauche und Nutzen für den gemeinen Mann. Sie müssen daher im höchsten Grade einfach und klar seyn, und alles Geschmückte, so wie jeden Schwung in höhere Regionen, sorgfältig vermeiden. Man möchte sie dem Fluge der an der Erde hinstreifenden häuslichen Schwalbe vergleichen.

Die Kinderschriften müssen insbesondere folgende vorzügliche Eigenschaften haben:

1. Müssen sie auf bestimmte Jahre oder Stufen der Kindheit berechnet seyn.

2. Müssen sie immer darauf Rücksicht nehmen, welche Kenntnisse und Begriffe ein Kind, seinem Alter gemäß, haben kann. An diese Begriffe und Kenntnisse müssen sich demnach die neuen, welche man ihnen heybringen will, zunächst anschließen. Es sind daher alle Sprünge zu vermeiden, wodurch das Kind, ohne auf das Vorhergegangene Bedacht zu nehmen, zu schnell in eine, demselben fremde Sphäre hinauf gezogen wird.

3. Die Kinderschrift muß die zweckmäßigsten Ideen in dem faßlichsten, aber dabey so viel möglich angenehmen Styl vortragen.

4. Endlich muß dabey immer darauf hingezielt werden, daß nicht nur ihre gegenwärtige Wißbegierde befriedigt, sondern diese auch erhalten und nach etwas Höherem hingelenkt werde.

Volksschriften müssen eben so populär vorgetragen werden, als die Kinderschriften, weil sie sonst ihren Zweck: Belehrung und Bereicherung des gemeinen Mannes mit den ihm nöthigsten Kenntnissen, — gänzlich verfehlen.

Der populäre Lehrstyl bedient sich bald der katechetischen, bald der sokratischen Form. Die erstere findet gewöhnlich in der mündlichen Mittheilung Statt, und besteht in dem Abfragen einzelner Begriffe und Wahrheiten; die letz-

tere bestrebt sich, Begriffe und Wahrheiten aus der zu belehrenden Person so zu entwickeln, als ob sie in derselben wirklich schon vorhanden wären, und nur ans volle Licht gebracht würden.

§. 31.

Der erläuternde Lehrstyl.

Diese Gattung des didaktischen Styls begreift folgende vorzüglichere Unterarten:

- a) Commentare.
- b) Parallelen.
- c) Descriptionen.
- d) Distinctionen.
- e) Anmerkungen, Zusätze, und verschiedene Arten von Lehrsätzen.
- f) Deductionen.

Der *Commentar* ist die ausführliche Darstellung irgend eines Systems, um dasselbe entweder ganz oder nach seinen einzelnen Theilen zu erläutern und allgemeiner verständlich zu machen.

Wer einen brauchbaren Commentar schreiben will, muß vor allem Folgendes beobachten:

1. Er muß den Geist des ganzen, zu commentirenden Systems wohl inne haben, und sich vor einseitiger Auffassung bewahren.

2. Er darf weder die Ausdrücke des zu commentirenden Schriftstellers in seinen Commentar wörtlich übertragen, noch

3. durch zu große Weitschweifigkeit das Ganze so übermäßig ausdehnen, daß der Hauptfaden desselben verloren, und der Geist in der Wortüberschwemmung zu Grunde geht.

Die philosophische *Parallele* ist eine prüfende Vergleichung zwischen zweyen oder mehreren Systemen, oder auch zwischen einzelnen Theilen derselben. Sie muß vorzüglich auf Unparteilichkeit abzielen, damit das Verdienstliche eines je-

den Systems hervor gehoben, Mängel und Irrthümer aber nicht beschönigt oder verschleiert werden.

Die Description dient in so fern zur belehrenden Erläuterung, als sie die einzelnen Merkmale der Gegenstände aufsucht und anschaulich darstellt.

Auf eine ähnliche Weise dient die Distinction zur Erläuterung, da entweder sie die Verschiedenheit der Bedeutungen eines und desselben Wortes angibt, oder die charakteristischen Merkmale der Ähnlichkeit oder Unähnlichkeit sinnverwandter Wörter festsetzt.

Die Deduction besteht in dem Aufstellen und Beweisen eines zu findenden Begriffes aus einem gegebenen, vermittelt des Aufsuchens aller Mittelbegriffe, welche zwischen dem gegebenen und zwischen dem zu findenden liegen. Das stufenweise fortschreitende Entwickeln, welches hierbey Statt finden muß, ist ein treffliches Erläuterungsmittel.

Eben so bedient man sich der Anmerkungen und Zusätze; nur dürfen diese weder zu sehr gehäuft, noch zu weitläufig vorgetragen werden, sonst verwirren und ermüden sie, statt aufzuklären.

Die ausführlichere Behandlung sowohl dieser Formen, als auch mehrerer anderer Arten von Lehrsätzen gehört in das Gebieth der Logik.

Bei dem erläuternden Lehrstyl wird man im Allgemeinen noch Folgendes vortheilhaft beobachten:

1. Die möglichste Vermeidung aller Terminologie, mit der möglichsten Popularisirung derselben durch Anwendung der allgemein faßlichsten und verständlichsten Ausdrücke, damit das Dunkle durch die Erklärung nicht noch dunkler werde. Aus dieser Ursache muß man auch mit der neuen Verdeutschung fremder — doch allgemein gangbarer Wörter sehr behutsam seyn.

2. Gute Dienste leistet zur Erklärung überhaupt:

a) die Prüfung der entgegen gesetzten Meinung;

b) die Vergleichung mit verwandten Gegenständen und Begriffen;

c) die Versinnlichung abstracter Stellen durch treffende Beyspiele.

§. 32.

Der epitomatorische Lehrstyl.

Er beschäftigt sich mit gedrängten Auszügen, in welchen er größere Werke zu dem Ende darstellt, um die Uebersicht des Ganzen zu erleichtern. Der Vorzug solcher Compendien besteht dann vorzüglich darin, daß in denselben ein sehr genauer Zusammenhang streng beobachtet, nur das Wesentliche aufgenommen, von diesem aber auch nichts weggelassen werde; daß man sich endlich so kurz als möglich fasse, ohne jedoch dunkel zu werden, und daß man allen Schmuck der Schreibart vermeide.

§. 33.

Der systematische Lehrstyl.

Er findet in zwey Hauptformen Statt:

- a) in der wissenschaftlichen Abhandlung.
- b) in der ausführlich-systematischen Darstellung, wozu auch das ausführliche Lehrbuch gehört.

Die Abhandlung beschäftigt sich zwar nur mit der Darstellung eines einzelnen Theils aus dem Gebiete einer Wissenschaft; sie muß aber dennoch auch zugleich als ein Ganzes im Kleinen erscheinen, folglich ihr Thema — wenn auch nicht streng systematisch — doch mit planmäßiger Ordnung klar und überzeugend durchführen. Die Schreibart selbst muß verschieden seyn nach Verschiedenheit des Stoffes.

§. 34.

Der dialektisch-kritisirende Lehrstyl.

Der kritisirende Lehrstyl hat eine doppelte Aufgabe zu lösen:

- a) Auffuchung der Mängel eines stylistischen Productes;
- b) Darstellung und Beurtheilung der Vorzüge desselben.

Der kritisirende Schriftsteller bedarf daher stets der Diskretion, um durch ihre Hülfe den Schein vom Wesen zu scheiden, und sich von keinem falschen Schimmer blenden zu lassen.

Das kritisirende Werk kann entweder einen größern Umfang haben, und wird dann systematische Prüfung einer ganzen Wissenschaft oder einzelner Theile derselben und der darüber erschienenen Schriften; oder es beschäftigt sich mit der Auffuchung und Darstellung der Fehler und Vorzüge eines einzigen Werkes, und ist dann *Recension*.

Beide fordern:

1. die genaueste Kenntniß des zu beurtheilenden Objectes;
2. vollständige Kenntniß der Literatur des ganzen Faches, zu dem das vorliegende Object gehört;
3. so viel möglich — eine in Kürze zusammen gebrängte Darstellung von Plan und Inhalt des Werkes.

§. 35.

Der oratorische Styl. Rede.

Der oratorische Styl beschäftigt sich mit den Gesetzen für die Rede, welche, als stylistisches Product, für den mündlichen Vortrag bestimmt ist. Der Zweck der Rede ist entweder:

- a) Belehrung und Überzeugung.
- b) Rührung oder Erschütterung.
- c) Eine Vereinigung von beyden, wodurch die Rede den stärksten Effect hervor bringt.

§. 36.

Theile der Rede.

1. Der Eingang.
2. Der Übergang zu dem Hauptsatz, Thema, oder abzuhandelnden Gegenstande. *Propositio*.
3. Eintheilung. *Partitio*.
4. Die Erzählung. *Narratio*. *Expositio*.

5. Die Beweisführung.

6. Der Schluß. Peroratio.

§. 37.

E i n g a n g.

Er muß folgende Eigenschaften haben:

- a) Er muß auf die Ankündigung des Gegenstandes oder Hauptsatzes der Rede vorbereiten, und
- b) die Aufmerksamkeit des Zuhörers erregen.
- c) Er muß mit der Rede selbst in einer ungezwungenen und natürlichen Verbindung stehen, damit er nicht als ein dem Ganzen fremdartiger Theil erscheine; darf aber
- d) dessen ungeachtet nichts aus der Rede selbst anticipiren.
- e) Er sey nicht zu lang, damit er den Zuhörer nicht ermüde, statt dessen Neigung für den Redner und den Gegenstand zu gewinnen.
- f) Man wende im Eingang eine vorzügliche Sorgfalt auf die Richtigkeit des Ausdruckes, weil der Zuhörer, noch unbeschäftigt mit dem Gegenstande selbst, hier seine ganze Aufmerksamkeit ausschließend auf den Vortrag und die Behandlungsart des Redners wendet, und gerade bey diesem Theil der Rede zur strengsten Beurtheilung aufgelegt ist.
- g) Ein wesentliches Erforderniß eines guten Einganges ist der bescheidene Ton. Der Redner zeige dem Zuhörer die schuldige Achtung, ohne jedoch seine eigene Würde zu vergeben. Er verspreche nicht zu viel. Eingänge von hohem, muthigen Ton, und prächtig geschmückt, können nur als seltene Ausnahmen gelten, so wie überhaupt der Anfang selten ein schicklicher Ort für Leidenschaft und Hestigkeit ist.
- h) Der Eingang muß schon etwas von dem Geiste athmen, welchen die Rede dem Zuhörer einflößen soll, und gleichsam den Hauptton anschlagen, mit dem die folgenden Ideen und Gefühle correspondiren.

i) Bey Eingängen, die aus sogenannten Gemeinplätzen bestehen, hüte man sich insbesondere, nichts zu sagen, was der Gegentheil (wie z. B. bey gerichtlichen Reden) sogleich auffassen und für sich drehen und anwenden könnte.

k) Der Redner thut wohl, den Eingang seiner Rede erst dann zu entwerfen, wenn er alles zu derselben Erforderliche gehörig erwogen hat, und sein Geist durch dieses Nachdenken gleichsam erwärmt und in Bewegung gesetzt ist.

Die alten Rhetoriker geben dreyerley Endzwecke an, welche der Redner durch den Eingang kann erzielen wollen; nämlich: um die Zuhörer geneigt, oder aufmerksam, oder gelehrig zu machen. Nebstdem unterscheiden sie als zwey Arten von Eingängen die *Eröffnung* (*principium*), wenn der Redner den Endzweck seines Vortrags gerade und ohne Umschweife ankündigt; und die *Empfehlung* (*insinuatio*), wenn er, in der Voraussetzung, daß die Zuhörer gegen die Sache, die er führt, eingenommen sind, dieselben zuerst für sich zu gewinnen sucht, sodann erst seinen Endzweck bestimmt angibt.

Der Eingang ist keineswegs ein willkürlicher Theil der Rede, sondern vielmehr so in der Natur der Sache gegründet, daß selbst diejenigen, welche von der kunstgerechten Structur einer Rede gar keinen Begriff haben, einen Eingang machen, so oft sie irgend etwas von Bedeutung vortragen wollen.

§. 38.

Übergang zum Stoff oder Hauptsatz.

Proposition, oder Anführung des Inhalts der Rede.

Auf das Exordium der Rede folgt der Übergang zum Thema oder Hauptsatz der Rede, mit einer kurzen Inhaltsanzeige des Vortrags, um dem Leser oder Zuhörer einen Überblick des Ganzen, und seiner Aufmerksamkeit eine bestimmte Richtung nach den wesentlichsten Punkten zu geben.

Dieses Thema kann bald in einem Satz bestehen, z. B. „Tadel ist in vielen Fällen nützlicher als das Lob, vor-

züglich das unbedingte und zu freygebig gespendete ;" bald in Beantwortung einer aufgeworfenen Frage ; z. B. „Wie kann dem in einem Staate eingerissenen Sittenverderbniß abgeholfen werden ?" Oder : „Sind Universal-Monarchien und Universal-Genie's möglich ?" — Manchmahl kann das Thema auch mit einem einzigen Worte ausgedrückt werden, z. B. über irgend eine einzelne Leidenschaft oder Tugend.

Überhaupt sind in dieser Hinsicht folgende Regeln zu beobachten :

a) Die Angabe des Inhalts der ganzen Rede sey immer im höchsten Grade deutlich, aber doch so kurz als möglich.

b) Der möglichsten Kürze ungeachtet muß die Proposition dennoch das Ganze wohl umfassen, das heißt, den vollen Überblick des vorzutragenden Redestoffes geben.

c) Was die Wahl des Stoffes betrifft, so fordert sie die größte Behutsamkeit, und der Redner muß daher in dieser Hinsicht ein zweyfaches Verdienst beweisen, nämlich : 1) daß er einen guten Stoff zweckmäßig gewählt habe, folglich keinen gemeinen, geringfügigen, unpassenden, abgenützten u. ; 2) daß er den Werth und die Wichtigkeit des Stoffes wohl kenne, und zuverlässig wisse : er sey wirklich das, was er seyn solle, wirklich das, wofür er ihn selbst halte und Andern gebe. Dieß muß jedoch mit Vermeidung alles weitläufigen Wortaufwandes geschehen, und gleichsam wie der Geist des Ganzen von selbst hervor leuchten. Es ist daher nicht nöthig, Ursachen und Gründe der Wahl und Behandlungsart des Stoffes ausführlich anzugeben. Dieß muß vielmehr die folgende Darstellung selbst thun. Man muß daher bey der Andeutung des eigentlichen Gegenstandes der Rede nach höchster Einfachheit und Klarheit streben, Künsteley und Spitzfindigkeit aber sorgfältig vermeiden.

§. 39.

Die rednerische Erzählung.

Sie wird durch den Stoff der Rede bestimmt, und es können hiernach drey Fälle eintreten ; nämlich :

a) Die Erzählung findet gar nicht Statt, da sie überflüssig oder gar zweckwidrig wäre;

b) Sie ist Hauptsache, wie z. B. in historischen und politischen Reden.

c) Sie ist Nebensache, und dient entweder zur Erklärung der Hauptsache, oder zur Beweisführung, oder zur Ausschmückung. In diesem Falle ist aber sorgfältig darauf zu achten, daß sie mit der Hauptsache in die möglichst genaueste Verbindung gesetzt werde.

Ubrigens gelten für die rednerische Erzählung folgende specielle Regeln:

a) Die Erzählung ist in einer Rede als Hauptsache insbesondere dann anzusehen, wenn es auf die richtige Beurtheilung einer Thatsache oder irgend einer Begebenheit ankommt. Die Darstellung des erzählenden Redners geht dann darauf aus, das Urtheil des Zuhörers oder Lesers zu bestimmen und zu lenken.

b) Die Erzählung muß alle zur Sache gehörigen, wesentlichen Umstände so genau zu einem vollständigen Ganzen verbinden, daß daraus ein lebendiges Gemälde entstehe, dessen Überblick den Beweis und die Überzeugung von der darzustellenden Wahrheit oder Wahrscheinlichkeit der Sache gibt.

c) Um aber gewiß zu seyn, welche Umstände bedeutenden Einfluß auf die Entscheidung haben, und welche, als nicht zur Sache gehörig, wegbleiben sollen, muß der Erzähler sich selbst vor allem den Zweck und die Absicht der Erzählung in voller Klarheit vorstellen. Erst dadurch wird er deutlich erkennen, welche Umstände und Züge er auffassen, hervorheben und ins Licht stellen, und welche er im Gegentheil beseitigen und im Schatten halten soll.

d) Ein unerlässliches Erforderniß einer guten Erzählung ist die genaue Ordnung und Gruppierung der einzelnen Umstände und Züge. Ist die Erzählung von größerem Umfange, so kann sie zu diesem Behufe auch in Perioden oder Abschnitte eingetheilt werden.

e) Der Redner meide in der Erzählung alle Sprünge und Lücken, indem man, wenn etwas nothwendig voraus zu Erzählendes nicht erzählt wurde, das Folgende nicht wahrscheinlich findet, und es daher bezweifelt.

f) Manchmal wird der Glaube des Lesers oder Zuhörers an die Wahrheit oder Wahrscheinlichkeit einer Sache dadurch sehr erhöht, wenn diese nach ihren kleinsten Umständen ausgemahlt und versinnlicht wird; denn der Mensch ist immer geneigt, einer Sache um so mehr Glauben und Glaubwürdigkeit bezumessen, je umständlicher sie ihm vorgetragen wird, und dadurch wie gegenwärtig auf ihn wirkt.

g) Sulzer führt den griechischen Rhetor Hermogenes *) an, welcher in seinem Werke über die Redekunst (wovon einige Abschnitte noch vorhanden sind) drey Haupt-Behandlungsarten der rednerischen Erzählung unterscheidet: die einfache, die ausgeführte, und die zierliche.

Ich führe hier zum Theil seine eigenen Worte an:

Die einfache Erzählungsart trägt die Sache ohne allen Schmuck und ohne künstliche Erweiterung gerade so vor, wie sie sich wirklich zutrug. Sie wird daher vorzüglich da gebraucht, wo die Sache an sich schon sehr klar und Jedem hinlänglich einleuchtend, folglich ganz geeignet ist, solche Begriffe zu geben, die der Absicht des Redners völlig gemäß sind.

Die ausgeführte Art besteht darin, daß der Redner Verschiedenes beybringt, das in der geschehenen Sache nicht offenbar liegt, indem er Ursachen davon angibt, Absichten aufdeckt, und etwa Umstände ergänzt, alles deshalb, um die Sache gut oder schlecht vorzustellen. Er hilft also dem Urtheil des Zuhörers dabey, da er im erstern Fall es ihm gänzlich

*) Dieser Hermogenes, eine Art von Wunderkind, soll, wie von ihm erzählt wird, schon als zwölfjähriger Knabe die Rhetorik gelehrt, im fünfzehnten Jahre durch seinen Vortrag die Bewunderung des Kaisers M. Antonius erregt, und im achtzehnten Jahre das oben erwähnte Werk über die Redekunst geschrieben haben.

frey gelassen hat. Diese Art schickt sich für Begebenheiten, die zwar einigem Zweifel unterworfen sind, aber doch durch Erläuterung verschiedener Umstände klarer gemacht werden können; sie ist nöthig, wo die vorzutragende Sache etwas zweifelhaft erscheint, so daß der Zuhörer, wenn ihm die Sache einfach erzählt würde, auch wohl ein anderes Urtheil davon fällen, oder sie anders fassen könnte, als es die Absicht des Redners erfordert.

Die zierliche Art trägt die Sache mit Zusätzen vor, welche die Einbildungskraft des Zuhörers gewinnen. Er mischt Bilder und Nebenumstände in die Sache, welche ihn für oder gegen die Begebenheit einnehmen, die er entweder in ein günstiges oder in ein nachtheiliges Licht stellt, so daß er das Urtheil des Zuhörers schon in der Erzählung selbst lenkt. Er braucht die Farben der Beredsamkeit, sein Gemählde desto kräftiger zu machen. Diese Art wird in sehr zweifelhaften Fällen angewendet. Manchemahl geschieht es auch, daß ein Redner alle drey Arten in der nämlichen Erzählung anbringt, je nachdem die einzelnen Umstände und Parthien irgend einer Begebenheit mehr oder weniger klar und einleuchtend sind.

h) Über präcise Kürze und zulässige Länge der Erzählung gibt uns Quintilian folgende sehr treffende Bemerkungen und Beyspiele: „Kurz wird die Erzählung vorzüglich dann seyn, wenn wir einen Vorfall von da zu erzählen anfangen, wo er den Zuhörer angeht, nichts einmischen, was zur Sache nicht gehört, alles weglassen, ohne welches die Kenntniß der Sache nichts verliert, und der Nutzen davon ebenderselbe bleibt. Auch auf die Präcision der einzelnen Theile muß man sehen, die sonst zu weit ausgebehnt werden, wie in dem Beyspiele: „Ich kam in den Hafen, erblickte ein Schiff, fragte, um welchen Preis es führe, ward darüber einig, stieg hinein, die Anker wurden gelichtet, wir stießen von Bord, und fuhren ab.“ Nichts von diesem läßt sich, einzeln genommen, kürzer ausdrücken, aber es wäre hinlänglich, im Ganzen bloß zu sagen: „Ich behandelte im Hafen ein Schiff, und segelte ab.“ —

Denn so oft der Ausgang einer Sache das Vorhergehende schon zur Genüge vermuthen läßt, ist die Anführung dessen hinreichend, wodurch das Übrige vorausgesetzt wird. Wenn man daher sagen kann: „Ich habe einen erwachsenen Sohn;“ so wäre es überflüssig, zu sagen: „Ich sehnte mich, Kinder zu haben, nahm daher eine Frau, erzeugte einen Sohn, zog das Kind auf, und brachte ihn glücklich so weit, daß er jetzt erwachsen ist.“ — Nicht weniger hüte man sich, nach Quintilians Rath, vor der dunkeln und unverständlichen Art des Erzählens, in welche diejenigen verfallen, die gar zu viel auf ein Mahl zusammen fassen wollen. Besser ist, die Erzählung habe etwas zu viel, als zu wenig. Etwas Überflüssiges vortragen, ist unangenehm, etwas Nothwendiges weglassen, erweckt aber die Gefahr, nicht verstanden oder mißdeutet zu werden.“ —

Die Kürze selbst darf nicht ohne allen Schmuck seyn, sonst wird sie trivial. Auch hier täuscht das Vergnügen, und das Reizende scheint kürzer, als es ist; so wie eine angenehme, sanfte Reise, wenn sie gleich einen Umweg erfordert, weniger ermüdet als ein harter und steiler Weg, obschon er kürzer ist.“

i) Was die Ordnung im Erzählen betrifft, so warnt Quintilian vor der irrigen Meinung, als müsse man alles in derjenigen Ordnung erzählen, in welcher es geschah. Man beobachte vielmehr diejenige Ordnung, die eben jetzt die beste ist. Dieses aber, sagt er, kann auf mancherley Weise geschehen. Wir können uns z. B. stellen, als sey uns etwas entfallen, oder wir wollten es an einem schicklicheren Orte nachholen u. s. w. Es gibt aber hier keine einzige zuverlässige Vorschrift, sondern man muß nach Beschaffenheit der Zeit und der Umstände beurtheilen, was eben jetzt schicklich, zweckmäßig und wirksam seyn kann.

k) Aus den Vorschriften des römischen Kunstrichters hebe ich nur noch die wenigen nachfolgenden aus: Abschweifungen von der Hauptsache sollen in einer Erzählung nur höchst selten vorkommen, und, wenn sie Statt finden, stets kurz und so

beschaffen seyn, daß wirklicher Affect uns vom geraden Wege gewaltsam abgezogen zu haben scheint. — Man vermeide sorgfältig jede Wiederholung, sowohl in der Sache selbst, als auch in den Worten, Redensarten und Wendungen. — Sehr viel ist für die Wahrscheinlichkeit der erzählten Begebenheiten gewonnen, wenn man den Zuhörer oder Leser durch höchste Lebhaftigkeit des Vortrags dahin zu bringen weiß, daß er gleichsam ein Augenzeuge zu seyn glaubt.

§. 40.

Eintheilung. Partitio.

Die Eintheilung wird in einer Rede nur dann nothwendig, wenn der Gegenstand derselben aus mehreren Haupttheilen besteht, deren Inhalt dann der Redner kurz und deutlich, und in der Ordnung, in welcher sie auf einander folgen sollen, angibt. So z. B. sagt Cicero in einer Rede für den Quinctius: Ich will zuerst zeigen, daß kein Grund vorhanden, warum der Gegner die Güter des Quinctius habe fordern können; dann daß er sie nicht rechtlich habe besitzen können; endlich daß er sie wirklich nicht besessen habe.

Wenn also hier die Haupttheile der Rede den Zuhörern förmlich und im voraus dargestellt werden, so gibt es wieder Fälle, wo dieß weder nöthig noch schicklich wäre, z. B. bey sehr kurzen Reden, oder wo sich Alles um einen einzigen Hauptpunct dreht, oder wenn der Redner den Zuhörern die Wege, auf denen, und das Ziel, zu dem er sie zu führen gesonnen ist, absichtlich verbergen will; dessen ungeachtet aber muß die Ordnung, auch noch so verdeckt, immer genau beobachtet werden.

Am gewöhnlichsten kommt die Eintheilung in den geistlichen Reden vor, da die Ankündigung der Haupttheile für das Gedächtniß des Zuhörers und für die Wiedererinnerung von großem Nutzen ist, und oft gleichsam die Stelle von Wegweisen oder Weisengeignern vertritt.

Die wesentlichen Erfordernisse einer guten Eintheilung sind:

a) Die Theile, in welche sie den Gegenstand der Rede

zerlegt, müssen wirklich von einander verschieden seyn, und ja nicht etwa einer den andern in sich enthalten.

b) Die Theile müssen in logisch richtiger Ordnung auf einander folgen.

c) Die Eintheilung darf nicht unvollständig seyn; ihre Glieder müssen den eingetheilten Gegenstand erschöpfen.

d) Sie werde mit der größten Präcision ausgedrückt, ohne alle überflüssige Worte, um so mehr ohne alle Umschreibungen,

e) Man vermeide jede unnöthige Vervielfältigung der Abtheilungen und Unterabtheilungen.

Die Eintheilung fordert die strengste Sorgfalt; ist sie unrichtig oder mangelhaft, so stört sie die Ordnung der ganzen Rede, leitet auf falsche Wege, und erzeugt Verworrenheit, wogegen eine gute Eintheilung ein sicheres Hülfsmittel des Gedächtnisses ist, um vom Geleise der Rede nicht abzuweichen. Man hüte sich daher vor zu vielen Theilen; drey Theile sind meistens hinreichend, doch kann dieß nicht als Gesetz gelten, da mancher Stoff auch mehr Theile verlangen kann. Der Redner glaube indeß ja nicht, durch die Menge der Theile die Übersicht des Hauptgegenstandes zu erleichtern; manche versie- len eben dadurch in jene Dunkelheit, gegen welche die Eintheilung eingeführt wurde. Der römische Redner Hortensius erlangte durch die treffende Präcision seiner Eintheilungen großen Ruhm, und dennoch spottete Cicero manchemal über dessen an den Fingern hergezählte Eintheilungen.

§. 41.

Die Beweisführung.

Sie ist der wichtigste Theil der oratorischen Beredsamkeit. In der gerichtlichen Rede kommt alles auf die Beweise an, in der beratenden sehr vieles; aber auch außer diesen Hauptgelegenheiten ist es nöthig, durch Beweise entweder das Urtheil Anderer zu lenken, oder sein eigenes zu rechtferti-

gen, und also nicht nur Überzeugung des Verstandes, sondern auch Bewegung und Erschütterung des Willens zu bewirken.

Man hat aber bey den Beweisen auf drey Hauptpuncte zu sehen; diese sind: Erfindung, Anordnung und Stellung, endlich Einkleidung in solchen Ausdruck, durch welchen sie den stärksten Nachdruck erhalten.

Hinsichtlich der Erfindung wird, mit Wegwerfung alles Kleinlichen Details, als oberster Grundsatz angenommen, daß alles dasjenige, was wirklich gründlich ist und Überzeugung bewirken soll, aus dem Innern der Sache selbst (*e visceribus causae*, wie Quintilian und Cicero sich ausdrücken), aus einer vollständigen Kenntniß des Gegenstandes, und aus einem tiefen Nachdenken über denselben geschöpft werden muß.

Will man hier mehr in das Detail gehen, so lassen sich folgende Arten der Beweise unterscheiden:

directe Beweise, die unmittelbar aus der Natur der vorgegebenen Sache und ihrer Umstände genommen werden;

indirecte, wenn in der Sache selbst nichts liegt, woraus der Beweis geführt werden könnte, folglich etwas, das außer der Hauptsache liegt, zum Grunde des Beweises gelegt wird.

Die besondern Fälle dieser zwey Hauptarten der Beweise erklärt *Sulzer* auf folgende Weise sehr deutlich:

Dasjenige, was man beweisen will, läßt sich stets auf einen einfachen Satz bringen, in welchem von einer Sache etwas gesagt wird, das ist, nach den Ausdrücken der Schule zu reden, wo ein Subject und ein Prädicat ist. Mitbin kann der Redner sich umsehen, ob die Natur des einen oder des andern ihm den besten Grund zum Beweise gebe. Er wird bald sehen, welche von beyden ihn am sichersten zum Zweck führen. — Ein nachdenkender Redner kann selten lange im Zweifel stehen, ob er seinen Beweis aus der Natur des Subjects oder des Prädicats hernehmen soll; denn nach genauer Untersuchung der Sache wird er bald finden, aus welchem die größte Überzeugung zu bewirken möglich sey. Weiß er zum

voraus, auf welches von beyden z. B. der Ankläger die Klage gründen wird, so ist seine Wahl oft dadurch bestimmt. Können ihm beyde zu Beweisgründen dienen, und er ist ungewiß, worauf der Ankläger hauptsächlich bestehen wird, so kann er einen doppelten Beweis führen, den einen aus der Natur des Subjects, den andern vom Prädicat hergenommen.

Bei einem aus der Natur der Sache hergenommenen Beweise setzt Cicero drey besondere Fälle. Entweder gründet sich der Beweis auf die ganze Natur der Sache, so daß der Redner beweisen kann, das Wesen der Sache mache sein Ansehen nothwendig; oder wenn das Wesen der Sache nicht bestimmt werden kann, so nimmt man alle ihre Eigenschaften besonders und zeigt, wie jede den Satz bestätigt; oder die Hauptsache kommt nur auf eine einzige Eigenschaft der Sache an, so hält man sich an diese allein. Im ersten Falle ist also der Beweisgrund die Sacheerklärung (*definitio rei*), im zweyten die Zergliederung der Sache, wodurch alle ihre Eigenschaften angegeben werden (*partium enumeratio*); im dritten Falle endlich ist der Beweisgrund eine Worterklärung (*notatio nominis*), da man aus dem Nahmen der Sache, wodurch ihr eine gewisse Eigenschaft beygelegt wird, den Beweis herleitet. Kann man auf keinem dieser geraden und kurzen Wege zum Beweise der Sache kommen, weder durch das Subject noch durch das Prädicat des Hauptsatzes, so muß man sich außer der Sache nach irgend einer Wahrheit umsehen, mit welcher der zu erweisende Satz in einer solchen Verbindung steht, daß er selbst aus jener herzuleiten ist.

Die Beweise durch Induction bestehen darin, daß der Redner für den Fall, welchen er zu beweisen hat, analoge, nämlich solche Fälle aufsucht, in denen die Wahrheit des seinigen unzweifelhaft erscheint, wornach er dann aus diesen besondern Fällen entweder einen allgemeinen, oder auf einen andern besondern, jenem ähnlichen Fall, passenden Schluß macht.

Diese Beweisart hat den Vortheil, daß sie die vorzutra-

genden, analogen Fälle als Beschreibungen oder Erzählungen einkleiden kann, wodurch sie sehr anschaulich und das Gefühl ansprechend gemacht werden.

Bei dieser Beweisart muß der Redner insbesondere darauf achten:

1. daß die Fälle, welche er als analog vorträgt, mit demjenigen Falle, über welchen eigentlich das Urtheil des Zuhörers bestimmt werden soll, wirklich die vollkommene Ähnlichkeit haben;

2. daß die Wahrheit, von welcher er den Zuhörer überzeugen will, in den angeführten, analogen Fällen klar und offen erscheine;

3. daß die analogen Fälle nicht aus zu hohen oder zu entfernten Sphären hergenommen werden, damit der Zuhörer sie leicht und richtig auffasse;

4. daß der Zuhörer nicht zu früh merke, was der Redner mit den angeführten Analogien erzielen will, folglich vom Vorurtheil frey bleibe.

Weniger populär als diese Beweisart ist die durch den Vernunftschluß, Syllogismus, der aus zwey Vorderfällen, die unläugbar seyn müssen, und aus dem daraus fließenden Schlusssatz besteht. Die Rede erhält bey dieser Beweisart gewöhnlich fünf Theile: der erste enthält den deutlichen Vortrag des Obersatzes; der zweyte die vollkommene Bestätigung dieses Satzes; der dritte den Untersatz; der vierte dessen Bestätigung; der fünfte den Schluß. Auf den zweyten und vierten Theil ist, da sie die wichtigsten sind, vom Redner der meiste Fleiß zu verwenden.

Hier kann sich der Redner mit Vortheil der Erweiterung (amplificatio) bedienen, welche darin besteht, daß er seinen Gegenstand nicht bloß auf die kürzeste Weise anzeigt, sondern, um die Vorstellung zu verstärken und lebhafter zu machen, alle der Sache zugehörigen Eigenschaften, Umstände, Verhältnisse und Wirkungen zusammen stellt, wodurch die Hauptvorstellung ihre wahre Größe und Stärke gewinnt. So z. B.

wird der Satz: „Gott ist allwissend;“ erweitert durch die Beyfügung: „Alles Vergangene, Gegenwärtige und Zukünftige, alles, was wirklich geschieht oder bloß möglich ist, stellt sich ihm deutlich dar.“ — Die Erweiterung kann aber entweder bey einzelnen Gedanken oder bey ganzen Theilen der Rede Statt finden, und am Schlusse zur Verstärkung insbesondere in zwey Fällen:

a) Damit der Zuhörer auf denjenigen Vorstellungen, von denen der Redner sich die meiste Wirkung erwartet, länger verweile. Der Redner wiederholt deshalb das Gesagte noch mahl auf eine andere Art, indem er etwas hinzu setzt, das die Aufmerksamkeit auf denselben Begriffen festhält, oder die Hauptsache von einer andern Seite oder in einem andern Lichte zeigt.

b) Um den Vorstellungen (wenn sie zu einfach oder abstract sind) nebst ihrer Gründlichkeit und Wahrheit auch ästhetische Kraft zu geben, das heißt, um sie durch verstärkende Nebengriffe lebhafter und anschaulicher zu machen.

So wichtig und vortheilhaft aber auch die Erweiterungen für den Redner sind, so muß er sich wohl hüten, ihre wahre Kraft nicht falsch zu gebrauchen, folglich zu zerstören, welches gewiß geschehen würde, wenn er ihre Wirkung nur in der Menge der Wörter, in bloßer Wiederholung des schon Gesagten mit andern Ausdrücken, oder in der Anhäufung undeutender Nebenvorstellungen suchen wollte.

Außer diesen Beweisarten unterscheidet man auch noch die überzeugenden und die überredenden, rein sittliche und Beweise oder Beweggründe der Klugheit.

Was nun die Stellung und Aufeinanderfolge der Beweise betrifft, so gilt hier die Hauptregel, daß die überzeugenden Beweise den überredenden vorangehen müssen, indem jene die Vernunft des Zuhörers befriedigen, diese aber mehr auf Gemüth und Phantasie wirken. Eben so müssen auch die rein sittlichen Beweggründe früher als die der Klugheit aufgestellt werden, und die schwächeren in der Ordnung vor den stärkeren; doch ist es gut, die stärkeren ein-

zeln auszuführen, die schwächern aber in Kürze an einander zu drängen.

Überdies sind dem Redner bey der Stellung und Anordnung der Beweise noch folgende Regeln zu empfehlen:

a) Der Redner hüte sich, Beweisgründe von verschiedener Art und Beschaffenheit unter einander zu mischen. Man hat deßhalb alle Beweisgründe unter drey Hauptgesichtspuncte gestellt: a) daß etwas wahr; b) daß etwas moralisch recht und schicklich; c) daß etwas gut und nützlich sey.

b) Der Redner stelle nicht nur, wie schon gesagt wurde, die schwächern Gründe vor den stärkern, sondern er beobachte unter den letztern sogar die Grade der Stärke. Diese Regel leidet nur dann eine Ausnahme, wenn der Redner nur einen Hauptbeweis hat, welchen er dann, weil auf ihn das meiste Gewicht zu legen ist, an die Spitze stellt, um damit sogleich anfangs den stärksten Eindruck auf die Zuhörer zu machen.

c) Der Redner hüte sich vor unnöthiger Vervielfältigung und vor zu weiter Ausdehnung der Beweise. Dieß beschwert das Gedächtniß und schwächt den Nachdruck, woraus oft Dunkelheit und Ermüdung erfolgen.

d) Zu jedem Beweise werden vorzugsweise zwey Eigenschaften erfordert: Wahrheit oder doch Wahrscheinlichkeit, und Deutlichkeit oder Klarheit.

e) Von großer Wichtigkeit ist bey den Beweisen auch der Ton, in welchem sie vorgetragen werden, woraus hervorgehen muß, daß der Redner von der Wahrheit und Gerechtigkeit der Sache, für welche er spricht, in seinem Innern selbst sich überzeugt halte. Im entgegengesetzten Falle verlieren auch die stärksten Gründe viel von ihrer Kraft.

f) Endlich lasse der Redner ja nie merken, daß er den Beyfall erzwingen oder erschleichen wolle.

Manchmahl kann sich der Redner bey seinen Beweisen auch mit Vortheil der Gegensätze (Antithesen) bedienen; denn die Zusammenstellung von zwey sich ganz unähnlichen, ja entgegengesetzten Gegenständen bewirkt nicht nur eine besondere Leb-

haftigkeit der Anschauung, sondern sie gibt auch einen Maßstab, die Größe der Gegenstände zu schätzen.

Hieher gehören auch die beweisenden Beyspiele, welche der Redner in der Absicht anführt, um das allgemeine Gültige einer Wahrheit durch einen oder mehrere einzelne Fälle besonders anschaulich zu machen. Hierbey gilt die Regel; die Kraft der Beyspiele ist desto größer, je näher die als Beyspiele angeführten Fälle den Zuhörern liegen.

Schwieriger als die gerade Beweisführung ist die Widerlegung, da der Redner im letztern Fall gegen Menschen zu kämpfen hat, die durch Vorurtheile oder aus Irrthum u. gegen eine Sache eingenommen sind, wo er dann, ehe er den Zweck der Widerlegung erreichen kann, die obwaltenden Vorurtheile oder Irrthümer zuerst heben und vernichten muß.

Man hält gewöhnlich etwas für glaubwürdig wahr entweder: a) weil Scheingründe dafür sprechen; b) weil die Sache mit unsern Vorurtheilen oder Neigungen übereinstimmt; c) weil man für die Person, welche die Sache behauptet, eingenommen ist. Hat der Redner entdeckt, aus welcher dieser drey Quellen die zu widerlegenden Irrthümer oder Vorurtheile entspringen, so muß er hiernach seine Widerlegung selbst einrichten.

Es gibt aber vorzüglich drey Hauptarten der Widerlegung:

1. Der Redner verwirft das *Fundament*, worauf der zu widerlegende Satz sich gründet.

2. Er zeigt, daß dasjenige, was daraus geschlossen worden, nicht daraus folge.

3. Er stellt dem Scheinbaren etwas entgegen, das mehr Wahrscheinlichkeit für sich hat.

Manchmahl nimmt der widerlegende Redner seine Zuflucht zu den Waffen des Scherzes und des Spottes, deren er sich jedoch rechtlicher Weise nur da bedienen kann, wo es gilt, völlig grundlose und ganz alberne Angaben und Behauptungen zu zernichten.

Überblicken wir nun die Quellen, aus welchen die Beweise hergenommen werden können, in gedrängter Kürze, so

kann dieß geschehen: 1. aus Wahrheiten, die keines weitem Beweises bedürfen; 2. von Personen; 3. von Handlungen; 4. vom Orte; 5. von der Zeit, und zwar entweder im Allgemeinen oder in besonderer Hinsicht, z. B. Winter, Sommer, Tag oder Nacht u.; 6. vom Zufall, der bey manchen Begebenheiten eine große Rolle spielt; 7. von ähnlichen, unähnlichen, oder ganz entgegengesetzten Dingen. 8. von Beyspielen u. a.

Wird der Beweis von einer Person hergenommen, so kann dieß wieder geschehen von ihrer Familie, von ihrer Nationalität, von ihrem Geschlecht, von ihrem Alter, von ihrem Stande, von ihrer Gemüthsart, von ihrer Lebensweise u.; so wie bey Handlungen der Beweis daher geführt werden kann: ob etwas, was und wie es geschehen ist.

§. 42.

Der Schluß.

Der Schluß der Rede muß alle Kraft ausbieten, um den durch die vorhergehenden Theile herbeigeführten Eindruck auf das Höchste zu steigern und ihn bleibend zu machen.

Der Schluß richtet sich nach der Beschaffenheit der ganzen Rede, läßt also die größte Verschiedenheit zu. Von Wichtigkeit ist es, den rechten Zeitpunkt zu finden, wo man schließen soll, damit weder unerwartet und unvollendet abgebrochen, noch auch der Zuhörer mehr als nöthig hingehalten werde und deßhalb ermüde, da doch der Redner am Schlusse vielmehr trachten muß, die Gemüther zu erwärmen und in denselben einen vortheilhaften Eindruck sowohl für die Sache als für sich selbst zurück zu lassen.

Quintilian unterscheidet zwey Arten des Redeschlusses. Die erste liegt im Stoffe selbst, indem der Redner die Seele des Zuhörers dadurch aufregt und hinreißt, daß man gleichsam die Essenz des Gesagten zusammen drängt und alle Haupttheile so kurz als möglich nochmal überblickt; denn jedes Verweilen bey dem Einzelnen wäre nicht eine Wiederholung, sondern

eine neue Rede. Hier handelt sich's vor Allem um Kürze und Nachdruck.

Die zweyte Schlußart besteht in Erregung der Affecte. Hier biethet sich dem Redner oft die schickliche Gelegenheit zur Erregung des Mitleids; doch darf er dabey nicht zu lange verweilen, sonst erkaltet die Rührung und weicht der Besonnenheit. Überhaupt gilt bey Erregung der Affecte die Regel, daß der Redner ein immerwährendes Ereignen beobachte, weil Alles, wodurch das Gesagte nicht erhöht wird, eine Schwächung bewirkt, und weil jeder Affect, der herabgestimmt wird, auch leicht ganz vergeht.

Insbefondere ist die Erregung der Thränen für den Redner ein schwieriges und gefährliches Geschäft, indem hier kein Mittel wegleibt, sondern nur die Extreme: entweder tiefe Rührung, oder, wenn diese dem Redner hervor zu bringen nicht gelingt, Geringschätzung, ja selbst Gelächter Platz greift.

Durch Affect-Erregung werden die Zuhörer erst eigentlich für die Sache interessirt. Fangen sie erst an, mit dem Redner Haß und Liebe zu theilen, dann erscheint ihnen die abgehandelte Sache gleichsam als ihre eigene. Der Redner, der hier rühren will, muß selbst gerührt seyn oder wenigstens so erscheinen. Er muß ferner hier besonders auf Gemüth und Phantasie zu wirken trachten, folglich kräftig und lebhaft schildern und den leidenschaftlichen Gegenstand mehr im Ganzen zeigen, ohne die Aufmerksamkeit auf einzelne Theile und auf deutliche Vorstellungen zu richten, und ohne viel zu zergliedern und zu untersuchen. Er muß hier durch größere Massen das Herz bewegen, die Einbildungskraft entflammen. So kann die Rührung, wo der Zweck des Redners es erfordert, bis zur Erschütterung gesteigert werden.

§. 43.

Hauptgattungen der Rede.

Die eigentlichen Reden werden in geistliche und weltliche abgetheilt. Die geistliche Rede (Predigt, Kan-

zelrede, Kanzelvortrag) hat die Beförderung der Religion zum Zwecke; die übrigen Redegattungen werden die weltlichen genannt.

Beide sind:

- a) lehrende, so fern sie Erkenntnisse;
- b) erweckende, so fern sie Gefühle;
- c) bewegende, wenn sie Begierden oder Verabschewungen annehmen wollen.

Die lehrenden Reden sind wieder entweder

- a) dogmatische, so fern sie allgemeine Wahrheiten lehren, oder
- b) historische, wenn sie individuelle Wahrheiten, nämlich Thatfachen, lehren.

Die historischen Reden sind dann wieder entweder

- a) erzählende, wenn sie Begebenheiten;
- b) beschreibende, wenn sie solche Thatfachen vortragen, die keine Begebenheiten sind.

Außerdem unterscheidet man noch unter den weltlichen Reden die gerichtlichen, die unterhaltenden, und die gemischten; ferner: die Anrede (harangue), Schulreden, Lobreden u.

§. 44.

Die geistliche (religiöse) Rede.

Die geistlichen Reden werden hier ausführlicher behandelt, da sie, ihrer hohen Bestimmung wegen, von vorzüglicher Wichtigkeit sind, und den höchsten Gegenstand: das Glück dieses und die Seligkeit des ewigen Lebens, behandeln.

Die Theile der geistlichen Rede sind: 1. das Gebeth; 2. der Eingang; 3. der Übergang; 4. das Thema, der Hauptsatz; 5. die Eintheilung; 6. die Ausführung; 7. der Schluß.

Das Gebeth am Anfang einer geistlichen Rede bewirkt in den Zuhörern die feyerliche Stimmung durch Erhebung des Gemüthes zu Gott. Es muß nicht nur mit dem Inhalt der Rede in Verbindung stehen, sondern insbesondere auch den Charakter.

rakter ehrfurchtsvoller Demuth, kindlichen Vertrauens und feyerlicher Würde haben. Es muß mit tiefer Nührung des Gefühls einen einfachen natürlichen Ausdruck und die Sprache des Herzens vereinigen. Es kann auch am Schlusse der Rede sehr wirksam angebracht werden.

Der Eingang sey insbesondere einfach, leicht faßlich, und dem Thema angemessen. Der Übergang zu dem Letztern sey ungezwungen, ohne hervorragende Schönheit der Gedanken und Ausdrücke.

Das Thema fordert nebst der logischen Bestimmtheit eine vorzügliche Klarheit und Deutlichkeit des Ausdrucks, damit es dem Zuschauer ganz verständlich werde, dessen Fassungskraft auch bey der Wahl des Thema zu berücksichtigen ist. Nebst dem muß sich dasselbe auch auf die Veranlassung der geistlichen Rede beziehen, oder von ihr hergenommen seyn. Die Veranlassungen sind aber entweder:

a) ordentliche, wie die Sonn- und Festtage, mit dem für dieselben festgesetzten biblischen Texte, in deren Gemäßheit das jedesmalige Thema gewählt werden muß;

b) außerordentliche, wie z. B. bey Antrittspredigten, Trauungen, Leichenbestattungen etc.

Die Eintheilung dient zur nähern Auseinandersetzung der in der Proposition des Thema angegebenen Idee des Ganzen. Die Glieder der Eintheilung müssen daher unter der getheilten Idee wirklich vorhanden seyn, und zwar so, daß dieß leicht bemerkbar ist, und die getheilte Idee erschöpft wird. Übrigens gelten hier nicht nur die für die Eintheilung im Allgemeinen gegebenen Regeln, sondern auch die für die Proposition des Thema ertheilten Vorschriften.

Was nun die Ausführung betrifft, so erhält diese eine verschiedene Motivirung, je nachdem die geistliche Rede zur lehrenden, zur erweckenden, oder zur bewegenden Gattung gehört.

A) Regeln der Ausführung für die zur lehrenden Gattung gehörige geistliche Rede:

Der Zweck derselben ist entweder:

- a) Erläuterung der Gedanken, welche das Thema enthält; oder
 b) Beweis ihrer Wahrheit; oder
 c) Beides zugleich.

Die Erläuterung der Gedanken kann entweder synthetisch oder analytisch geschehen.

„Analytisch,“ sagt Maass, „wird ein Gedanke erläutert, wenn man von dem Begriffe zu den einzelnen Merkmalen durch Trennung übergeht; wenn man aber umgekehrt von den einzelnen Merkmalen durch Zusammensetzung zu dem Begriffe übergeht, so ist die Erläuterung synthetisch. Bey der erstern wird der Begriff als gegeben betrachtet und in seine Bestandtheile aufgelöst. Bey der andern sieht man die Bestandtheile als gegeben an und setzt den Begriff daraus zusammen. Bey der analytischen Erläuterung kann man zuerst allerlei Beispiele oder Fälle in concreto vorlegen, wo der zu erläuternde Begriff vorkommt und auf bestimmte Gegenstände angewendet wird. Bey der synthetischen Erläuterung findet dieses Verfahren nicht Statt. Hier muß zuerst ein Nachdenken (reflexio) über die einzelnen Merkmale des Begriffs veranlaßt und der Begriff durch Combination in der Seele der Zuhörer gleichsam erst erzeugt werden. Alsdann kann man daraus Fälle ableiten, auf welche der Begriff sich anwenden läßt, und kann ihn, durch Anwendung auf diese Fälle, lebhafter und anschaulicher machen. Sehr wohl wird es gethan seyn, wenn man die concreten Fälle, welche zum Behufe einer Erläuterung aufgestellt werden, aus dem Kreise des gemeinen Lebens hernimmt. Dergleichen Fälle, zumahl wenn sie unter den Zuhörern selbst wirklich gewesen oder noch wirklich sind, werden am klarsten gedacht und ziehen die Aufmerksamkeit am meisten an. Sie sind daher am besten dazu geschikt, der beabsichtigten Erläuterung zu Statten zu kommen. — Übrigens muß nach den gegebenen Umständen beurtheilt werden, welcher Weg bey einer vorzunehmenden Erläuterung einzuschlagen sey, der analytische oder der synthetische. Wenn die concreten Fälle, in welchen der zu er-

läuternde Begriff oder Satz gebraucht wird, sehr bekannt sind, so wird der analytische in der Regel den Vorzug haben; denn durch die Darstellung der concreten Fälle, wenn sie sonst zweckmäßig gewählt sind, wird sogleich die Aufmerksamkeit fixirt; welches bey dem synthetischen Wege schwerer zu erreichen ist, weil man hier mit der Betrachtung allgemeiner Merkmale anfängt." —

Der geistliche Redner bedient sich sowohl rationeller als auch empirischer Beweise; nur müssen sich die letztern vorzüglich auf solche Erfahrungen gründen, welche die Zuhörer entweder selbst gemacht haben oder doch machen können. Werden Erzählungen aus der Bibel als Beweisgründe angeführt, so gelten sie gleich den empirischen, das ist, als unbezweifelte Thatfachen, aus welchen dann einleuchtende Folgerungen zu ziehen sind. Werden Denkprüche aus der Bibel als Beweisgründe angeführt, so ist darauf zu achten:

- a) daß der zu beweisende Satz wirklich in der biblischen Stelle liege, worauf man ihn baut;
- b) daß er leicht daraus zu erkennen sey.

B) Regeln der Ausführung für die zur erweckenden Gattung gehörige geistliche Rede.

In einer erweckenden geistlichen Rede, sie sey nun ganz oder nur zum Theil, mittelbar oder unmittelbar erweckend, sind hier drey Hauptfälle möglich, nämlich:

1. Erweckung des Gefühls der Bewunderung und Verehrung Gottes;
2. die Erweckung des Wahrheitsgefühls;
3. die Erweckung des moralischen Gefühls.

Im ersten Falle darf der Redner nicht bloß allgemeine Bezüge von den göttlichen Vollkommenheiten geben, sondern er muß dieselben auch unter anschaulichen Bildern, oder in ihren Wirkungen darstellen, wozu ihm die Bibel die reichsten Quellen liefert.

Im zweyten Falle muß der Redner an dem Gedanken,

für welchen er das Wahrheitsgefühl erwecken will, dasjenige, worin seine Übereinstimmung oder Nichtübereinstimmung mit den Denkgesetzen eigentlich liegt, herausheben und so lebhaft als möglich bemerkbar machen.

Im dritten Falle muß der Redner an dem Gegenstande, für welchen er das moralische Gefühl erwecken will, dasjenige, was dem Sittengesetze gemäß oder entgegen ist, besonders auszeichnen und in das hellste Licht setzen.

C) Regeln der Ausführung für die geistliche Rede, welche zur bewegenden Gattung gehört.

Diese Rede muß zu Handlungen antreiben, welche moralischen Werth haben. Diesen Zweck zu erreichen, muß sie dem Menschen die ihm als Vernunftwesen zukommende Würde, und seine Erhabenheit über die übrige Natur, welche darin liegt, daß er nach den Gesetzen seiner eigenen Vernunft und um ihrer willen zu handeln vermag, so lebhaft als möglich fühlbar machen. Durch Anregung dieses Bewußtseyns, dieses Gefühls des in ihm liegenden göttlichen Funken wird sie das Gemüth stärken und erheben, und dadurch bewirken, daß er das Gute thut, weil die Vernunft es verlangt.

Die bewegende geistliche Rede muß ferner in dem Zuhörer die edlere Selbstliebe erregen, die ihn auf sein wahres eigenes Wohl aufmerksam macht, nebst dem aber auch die allgemeine Menschenliebe entflammen, damit er für das Wohl Anderer handeln möge, und seinen schönen Einfluß auf sie erkenne. Die Rede darf daher alle jene Leidenschaften und Affecte, welche zu solchen guten Zwecken lenken, wie z. B. Muth, Ehrbegierde, Mitleid u. erregen, nur nicht in einem so hohen Grade, daß die dadurch bewirkten Handlungen ganz allein aus der Leidenschaft und gar nicht aus rein sittlichen Triebfedern entspringen, weil sie dann keinen moralischen Werth hätten.

Der Schluß der geistlichen Rede kann verschieden seyn. Es werden hier nur einige Hauptarten desselben angeführt. Diese sind:

a) der Redner macht darin von den vorgetragenen Wahrheiten die Anwendung auf die Zuhörer; oder

b) er wiederholt die Hauptgedanken der Ausführung lebhaft und in gedrängter Kürze, und endigt dann mit einem vorzüglich kräftigen und schönen Gedanken, oder mit einem ergreifenden biblischen Denkspruche, welcher die vorgetragenen Haupt-Ideen in sich enthält und nochmahl auflockern läßt; oder

c) er veranlaßt die Zuhörer, in Absicht auf die vorgetragenen Wahrheiten eine Selbstprüfung anzustellen; oder

d) er fügt fromme Wünsche, Ermahnungen, Bitten zc. bey.

Im Ausdrucke muß die geistliche Rede Würde und Popularität verbinden, folglich in Hinsicht auf die erste alles Gemeine, Platte und Niedrige, in Hinsicht auf die letztere alles zu Hohe, Gelehrte und Fremdartige oder zu wenig Bekannte vermeiden. Zu diesen beyden Eigenschaften muß noch die Wärme des Vortrags hinzukommen.

Ubrigens ist dem geistlichen Redner, bey den eigentlichen Kanzelvorträgen insbesondere noch zu empfehlen:

a) Daß er auf die Einheit der Predigt bedacht sey, das heißt, daß in derselben ein Hauptpunct vorherrsche, auf welchen sich Alles bezieht, wodurch sie den bestimmtesten Eindruck hervorbringt.

b) Er wolle nicht Alles sagen, was sich über einen Gegenstand sagen läßt, sondern wähle nur das Treffendste und Eindringlichste. Er muß daher Manches als bekannt voraussetzen, Manches nur kurz berühren, sonst geräth er in die Gefahr, seinen Vortrag zu überladen.

c) Er suche das, was er sagt, dem Zuhörer, indem er sich gleichsam in dessen Stelle und Lage versetzt, so ans Herz zu legen, daß jeder glauben mag, die Rede sey an ihn besonders gerichtet.

d) Er hüte sich, in den Ton eines Schriftstellers zu fallen, und vergeffe nie, daß er das lebendige Wort zu einer Gemeinde spricht, daher er alles Speculative und Abstracte zu vermeiden hat.

e) Er bedenke stets, zu welchen Zuhörern er zu sprechen hat, und richte seine Anleitungen und Ermahnungen hiernach ein; es ist daher das Studium des Lebens und des Herzens vorzüglich zu empfehlen.

§. 45.

Die weltliche Rede.

Sie nimmt ihren Stoff aus den Angelegenheiten des öffentlichen und bürgerlichen Lebens. In dieser Hinsicht sind die zwey Hauptgattungen der weltlichen Rede:

- a) Die gerichtliche (anklagend oder vertheidigend);
- b) Staatsreden, bey feyerlichen Gelegenheiten, z. B. bey Thronbesteigungen, Einweihungen neuer Institute oder Behörden, Friedens-Congressen, Bundesversammlungen, Parlamentsreden.

§. 46.

Gerichtliche Reden.

Bey gerichtlichen Reden ist der Redner auf die Gesetze und bürgerlichen Verordnungen eingeschränkt. Die Anwendung derselben auf den Gegenstand der Verhandlung ist hier sein einziges Geschäft, und verwehrt jede Einmischung der Phantasie. Der Redner kann sich daher in diesem Falle die — an und für sich classischen, gerichtlichen Reden des Alterthums schon deßhalb nicht zu Mustern eigentlicher Nachahmung nehmen (selbst die Meisterwerke eines Demosthenes und Cicero nicht), weil das Gerichtswesen in Griechenland und Rom eine von der neu-europäischen ganz verschiedene Einrichtung hatte, indem daselbst die Entscheidung von Rechtsstreiten größern Theils der Willigkeit und den Einsichten der Richter überlassen blieb, folglich die Redner mehr der Beredsamkeit als der strengen Rechtswissenschaft huldigten; es existirten sogar eigene sogenannte Pragmatici, deren Geschäft es war, für oder wider eine Sache die Rechtsgründe zu

sammeln, und selbe dem Redner zu liefern, der sie dann mit allem Schmucke der Beredsamkeit für den oratorischen Vortrag ausstattete, ja sogar manches wagen konnte, was jetzt als Theatercoup gar nicht gestattet würde.

Dem neuern Sachwalter ist vor allem eine gründliche Kenntniß der bürgerlichen Gesetze nöthig, ohne diese würde alles rednerische Talent ihm wenig nützen. Ausgerüstet mit jener Rechtskenntniß, muß er sich die ihm übertragene Streitsache in ihrem ganzen Umfange, mit allen Umständen und Beziehungen, vollkommen eigen machen.

Cicero erzählt im zweyten Buche seines Werkes vom Redner: er pflege sich mit jedem, der ihm die Führung eines Rechts Handels übertrage, in ein umständliches Gespräch einzulassen, woben er die Vorsicht gebrauche, jeden Dritten von solchen Unterredungen fern zu halten, damit sein Client sich desto offener erkläre; er selbst fasse dann jeden Einwurf, der sich ihm darbiethe, auf, und übernehme gewisser Maßen die Rolle des Gegners, um dadurch desto mehr der Wahrheit auf die Spur zu kommen und auf jeden Punct der Untersuchung hinlänglich vorbereitet zu seyn. Nachdem der Client sich entfernt habe, pflege er alles, was dieser ihm vorgetragen, nochmahl zu überdenken, und zwar in drey ganz verschiedenen Beziehungen, indem er sich aus seinem eigenen Gesichtspuncte zugleich in den des Richters und des gegenseitigen Sachwalters versetze.

Das Bestreben der gerichtlichen Beredsamkeit muß vorzüglich dahin gehen: die Aufmerksamkeit fest zu halten, die gebrauchten Gründe in ihr volles Licht zu setzen, ihnen das gehörige Gewicht zu geben und zu verhindern, daß nichts unbeachtet vorüber gehe. Die gerichtliche Beredsamkeit fordert daher die schärfste Präcision der Gedanken in einem gemäßigten, nicht zu lebhaften Ausdrücke. Der Redner enthalte sich aller überflüssigen Wortfülle, aller langen und verwickelten Perioden, sondern suche mit wenigen Worten viel zu sagen.

Die Präcision, deren sich der gerichtliche Redner zu befleißigen hat, ist dreyfach:

a) in der deutlichen Darstellung des eigentlichen Streitpunctes;

b) in der Angabe und Fixirung der Umstände, welche zugegeben und welche widersprochen werden;

c) in der Anordnung und Verbindung aller Theile des Vortrags.

In der Erzählung von Thatsachen sey der Sachwalter ja nie umständlicher, als es absolut nothwendig ist, vermeide alle überflüssigen Nebenumstände, und beschränke sich immerzu auf die wesentlichen. Die Rede gewinnt dadurch Übersicht des Erzählten, Stärke und bleibenderen Eindruck. Die meiste Ausführlichkeit ist dem Redner bey der Beweisführung gestattet, indem er die Beweisgründe so entwickeln und erörtern muß, daß sie vollkommen aufgefaßt werden und die Beschauung aus verschiedenen Gesichtspuncten vertragen. Bey Widerlegung der vom Gegner angeführten Gründe hüte sich der Redner, diese durch Verdrehen oder Lächerlichmachen entkräften zu wollen. Kämpft er mit so zweydeutigen Waffen, so geräth er in die Gefahr, Mißtrauen gegen die Ehrlichkeit seiner Person und gegen die Gerechtigkeit seiner Sache, folglich ein ungünstiges Urtheil gegen beyde zu erwecken. Er wird besser thun, die Gründe, welche der Gegner vorbringt, sogar selbst genau und aufrichtig anzugeben, indem er dadurch die Vermuthung erregt, daß er in die Güte seiner Sache volles Zutrauen setzt und es gar nicht für nöthig hält, sich durch Kniffe und Schleichwege zu helfen. Den Wig kann er demnach höchstens nur da spielen lassen, wo es sich darum handelt, die Absurdität der Gründe des Gegners in ein grelles Licht zu stellen.

Eine gewisse Wärme steht dem Sachwalter bey der Führung rechtlicher Verhandlungen allerdings wohl an, da er die Stelle seines Klienten einnimmt und dessen ganzes Interesse vertheidigt; doch hüte er sich, auch hierin nicht zu weit zu gehen und mit dem Gefühl der Theilnahme zu verschwenderisch zu seyn. Dabey vergesse er nie, die Würde seines Charakters zu behaupten und selbe stets durchleuchten zu lassen.

Was übrigens von den Theilen einer Rede überhaupt gesagt worden ist, muß hier nach Beschaffenheit der Sache seine Anwendung finden.

§. 47.

Die historische Rede.

macht individuelle Thatfachen und ihre Folgen so anschaulich, daß die Einbildungskraft dieselben leicht auffassen und zu einem klaren Bilde zusammenstellen kann; dabey aber muß insbesondere dafür gesorgt seyn, daß der Verstand das Daseyn oder Entstehen der Thatfachen begreifen, und ihren Zusammenhang mit ihren Ursachen einsehen könne. Den Verstand beschäftigt die historische Rede überdieß auch noch dadurch, daß sie zweckmäßige Betrachtungen entweder ausdrücklich einwebt, oder dieselben nur so veranlaßt, daß sie sich von selbst ergeben.

Daß die historische Rede übrigens als stylistisches Product die, der historischen Schreibart überhaupt zukommenden Eigenschaften: Klarheit, Lebhaftigkeit, Kürze, Einfachheit, mäßigen Gebrauch der Figuren, Würde u. haben muß, versteht sich selbst.

§. 48.

Die dogmatische oder lehrende Rede.

Sie ist bestimmt, unmittelbar auf den Verstand zu wirken, indem sie allgemeine Wahrheiten darstellt, und ihre Hauptgedanken größten Theils abstract sind. Der Geschmack hat demnach in der Darstellung hier kein anderes Geschäft, als, so weit es dem Zweck des Ganzen nicht entgegen ist, Nebenvorstellungen einzuflechten, welche die Anschaulichkeit befördern, und dadurch zugleich die Schönheit im Ausdrucke; beyde müssen folglich dem Hauptzwecke untergeordnet, also auch aufgeopfert werden, sobald die logische Vollkommenheit der Rede dadurch im geringsten gefährdet würde. Dieß wäre z. B. der Fall, wenn die stylistische Schönheit die Aufmerksamkeit zu sehr auf sich zöge

und dieselbe vom Inhalte auf die Form ablenkte. Ist die lehrende Lehre nicht eine gelehrte, sondern populär, so muß der Redner darauf sehen, das Denkgeschäft den Zuhörern zu erleichtern, und zu diesem Zwecke aus dem ganzen Umfange der Begriffe vorzugsweise diejenigen ausheben, welche sie am schnellsten und hellsten auffassen, also solche, die im Leben nicht selten sind. Auch wird er wohl thun, die wichtigsten Vorstellungen der Empfindung nahe zu rücken.

Hier ist auch das bestimmt ausgesprochene Gefühl des Redners von seiner eigenen Überzeugung, von großer Wirksamkeit auf die Zuhörer.

Hierher gehören auch die Schul- und Lobreden.

§. 49.

Die unterhaltende Rede.

Sie beschäftigt sich insbesondere mit Schilderung interessanter Gegenstände, und benöthigt Schönheit und Reichthum, um auf die Einbildungskraft der Zuschauer anziehend zu wirken. Oft bedient sich der Redner hier auch des Witzes, des Scharfsinnes und der Laune mit Glück; Unterricht und Nöthigung dürfen aber nur nebenbey in's Spiel kommen. Zu dieser Art gehören z. B. Lucians Rede auf einen schönen Saal, und dessen Lobrede auf die Fliege. In den Werken von Jean Paul (Friedrich Richter) findet man treffliche humoristische Reden eingeflochten.

§. 50.

Die Anrede (Harangue).

Sie verhält sich zur eigentlichen Rede von größerm Umfange und regelrechter Form, wie das Miniatur-Bild zu einem Gemälde in Lebensgröße. Sie erklärt sich über einen Gegenstand in irgend einer besondern Absicht, und bey einer besondern einzelnen Gelegenheit in zweckmäßiger Kürze. So z. B. hält ein Feldherr vor der Schlacht eine Anrede an seine Soldaten, ein

Lehrer an seine Schüler bey Eröffnung des Lehrkurses, ein Vorgesetzter bey'm Antritte seiner Ehrenstelle an die ihm untergeordneten Beamten, ein Gesandter bey der Überreichung seines Creditivs. Hier schreitet der Redner, ohne eigentlichen Eingang, sogleich zu dem Gegenstande selbst, den er, ohne ihn erschöpfen zu wollen, ja selbst ohne alle Ausführlichkeit, in gedrungenen Kürze mit wenigen kräftigen Zügen darstellt.

§. 51.

Der Monolog (Selbstgespräch).

Die Monologe sind entweder wirkliche oder nachgeahmte. Die letztern werden hier betrachtet, in so fern sie stylistische Darstellungen sind. Sie fordern die genaueste Individualisirung der in einer gewissen Situation dargestellten Person, und gehören theils in das Gebieth der Poesie, theils in jenes der Beredsamkeit. In letzterer Hinsicht erscheint der Monolog als ein für sich bestehendes Ganzes, da er als poetisches Product nur Theil eines Ganzen ist, wie z. B. im dramatischen Gedichte.

In jedem Falle aber ist der leidenschaftliche Monolog von dem reflectirenden zu unterscheiden. In letzterer Hinsicht gibt es auch philosophische Monologe, wie z. B. die von Schlegelmacher. In jedem Monologe aber muß ein Hauptgedanke, oder eine Hauptleidenschaft, oder ein Haupt-Affect als vorherrschend festgehalten und durchgeführt werden; denn eben durch jene Einheit entsteht die Gewalt, welche sich des innern Menschen so bemächtigt, daß seine Ideen und Gefühle in Worte ausbrechen.

In jedem Monologe muß sich auch ein Kampf zwischen den Vorstellungen, Gefühlen und Trieben offenbaren, da Phantasie, Gefühls- und Begehrungs-Vermögen in solchen Gemüthsstimmungen, welche den Monolog veranlassen, sich stets in vorragender Thätigkeit zeigen. Eben deswegen kann

der Wiß im Monolog nur höchst selten und in sehr geringem Antheile Statt finden, weil der innere Zustand, welcher ihn veranlaßt, mit der subjectiven Stimmung des Monologirenden wenig, oder nur in raschem Vorüberfluge vereinbart werden kann.

Für den nachgeahmten Monolog, das ist, für den Monolog als Product der stylischen Darstellung hat man folgende Regeln aufgestellt:

a) Die Gedankenfolge muß bloß durch innere Gründe bestimmt seyn, nämlich durch solche, die in den Vorstellungen selbst liegen.

b) Im reflectirenden oder Verstandes= Monolog müssen die Vorstellungen so folgen, wie es nöthig ist, um den Hauptgedanken immer klärer und lebhafter zu machen, oder so, daß man zur Betrachtung seiner Gründe oder Folgen fortschreitet und Anwendungen macht.

c) Liegt dem Monolog ein Bild der Phantasie zum Grunde, so werden, wenn nicht Betrachtungen des Verstandes hinzu kommen, entweder die Merkmale jenes Bildes nach einander vorgestellt, oder es folgen andere Vorstellungen, wie sie mit jenem Bilde sich associiren.

d) Die Gedanken, welche ein Monolog enthält, müssen so wichtig und interessant seyn, daß dadurch deutlich wird, wie sie es vermochten, die Seele desjenigen, der in ein Gespräch mit sich selbst ausbrach, in dem dazu erforderlichen Grad der Stärke zu exaltiren.

e) Unbedeutende Nebenvorstellungen müssen, so viel möglich, ganz wegbleiben.

f) Die Hauptgedanken selbst müssen gedrängt, und mit kurzen kräftigen Zügen so ausgedrückt werden, wie die Natur des Monologs, der nie von langer Dauer seyn kann, es nothwendig macht.

g) Man vermeide im Ausdrucke Alles, was Absicht verathen würde: alle gesucht= schönen Worte, alle künstlichen Wendungen u. dgl.

Der Dialog.

Da der Dialog (das Gespräch), als stylistisches Product, eine Nachahmung der mündlichen Unterredung ist, so versteht sich vor allem, daß er eben so natürlich seyn muß, wie dieses, nur mehr gefeilt, weil dem Schreibenden mehr Zeit bleibt, den Ausdruck zu bedenken.

Man hat im Dialog auf zwey Hauptsachen zu sehen:

- a) Auf die Gedankenfolge.
- b) Auf den Charakter des Sprechenden.

Was die Gedankenfolge betrifft, so wird diese nicht, wie im Monolog, durch innere, sondern hauptsächlich durch äußere Gründe, nämlich durch die Fragen und Antworten der Sprechenden, bestimmt.

In Hinsicht auf den Charakter der Personen des Gespräches ist für richtige Zeichnung und Haltung zu sorgen, damit alles, was die Personen sagen, demselben angemessen ist, und aus demselben erklärbar wird.

Wird das Gespräch von mehreren Personen geführt, so ist auch auf die Mannigfaltigkeit der Charaktere zu sehen, damit nicht bloße Namen oder personifisirte Ideen erscheinen, sondern wirkliche Menschen, indem das Gespräch sonst zu einer Abhandlung in Fragen und Antworten, oder ein dialogisirtes Aggregat von Behauptungen und Einwendungen, Gründen und Gegengründen, würde.

Der Stylist, welcher ein Gespräch über einen wissenschaftlichen Gegenstand verfassen will, hat nebst den allgemeinen Vorschriften insbesondere noch zwey specielle Regeln zu beobachten:

- a) Ordnung und Genauigkeit in der Stellung der Begriffe und in der Wahl der Ausdrücke.
- b) Die Nachbildung eines mündlichen Gespräches, damit der Leser in der Täuschung erhalten werde, als höre er

wirklich zwey oder mehrere Menschen von verschiedener Individualität ihre Meinungen und Ansichten über einen interessanten Gegenstand entwickeln. Alle Gegenstände, über welche keine Verschiedenheit der Meinungen und Ansichten Statt finden kann, eignen sich, der Regel nach, zur dialogischen Behandlung, als einer rednerischen Darstellung, nicht.

Die philosophischen Gespräche nehmen zweyerley Formen an, nämlich:

a) Die Form einer Unterredung, bey welcher niemand erscheint, als die sprechenden Personen selbst.

b) Die Form als Erzählung einer Statt gehaltenen Unterredung, wo der Verfasser zugleich mit austritt, und von dem Inhalte des Gespräches Nachricht gibt.

Der ersten Form hat sich größten Theils Plato bedient, der letztern Cicero. Plato's Gespräche sind zugleich sehr geistreich und sehr charakteristisch; doch verliert sich der Philosoph manchemahl in den Dichter. Cicero's Gespräche, wie z. B. das Große vom Redner, vom Alter, über die Freundschaft u., zeigen uns einige der ersten und ausgezeichnetsten Männer des alten Roms, in sehr interessanten gesellschaftlichen Unterredungen.

Sokratische Gespräche werden noch jetzt diejenigen genannt, die, nach der Methode des Sokrates, in Fragen und Antworten so eingekleidet sind, daß der Befragte durch den Fragenden dahin geleitet wird, in seiner Seele diejenigen Vorstellungen, die der Fragende in ihm hervorbringen will, selbst zu entwickeln.

Muster im leichten und launigen satyrischen Dialog ist Lucian; viele Gespräche dieses eben so witzigen als beredten Schriftstellers, haben ungeachtet ihrer gefälligen Einkleidung eine philosophische Tendenz. Wieland hat uns eine vortreffliche Übersetzung derselben geliefert. Lucian's Gespräche im Reiche der Todten haben die französischen des Fontenelle und die englischen des Lyttleton veranlaßt. Echte philosophische Dialogen sind die moralischen von Hurd und Berkeley's

Gespräche über das Daseyn der Materie, worin abstracte Gegenstände sehr klar und verständlich vorgetragen werden.

Unter uns Deutschen haben Lessing, Mendelssohn, Engel, Herder, Wieland u. sehr schätzbare wissenschaftliche Dialogen geliefert.

Übrigens findet der Dialog nicht nur in den Romanen überhaupt, sondern vorzugsweise im philosophischen Roman Statt.

§. 53.

Der mündliche Vortrag.

Ist die eigentliche Rede auch noch so trefflich gearbeitet, so kommt noch viel auf den mündlichen Vortrag an, die Declamation oder sogenannte körperliche Beredsamkeit.

Als wesentliche Erfordernisse eines guten Declamators werden angegeben:

- a) Ein geschmeidiges, durch Übung und Kunstpflege ausgebildetes Organ.
- b) Eine reine, deutliche Aussprache aller Wörter, die weder übereilt, noch dehnt und zurückhält.
- c) Richtige Betonung.
- d) Genaue Beobachtung der Interpunction.
- e) Anstand der körperlichen Haltung.
- f) Sicherheit, Festigkeit und Würde, ohne Anmaßung: Bescheidenheit ohne Schüchternheit; Lebhaftigkeit ohne Übertreibung der Beweglichkeit.

Die körperliche Beredsamkeit besteht demnach aus den zwey Haupttheilen;

1. Declamationskunst.
2. Geberdenkunst.

§. 54.

Declamation.

Sie erfordert vor allem eine gute Stimme, das ist, eine solche, die nicht nur wohlklingend, sondern auch

so biegsam ist, daß sie alle zur Schönheit des Vortrages nöthigen Modificationen mit Leichtigkeit annehmen kann; widrigen Falls heißt sie eintönig oder klanglos, rauh oder schneidend. Dem lebhaften Vortrage steht als Fehler der matte, schläfrige, gedehnte und schleppende gegenüber.

Der Redner muß seine Stimme größten Theils in den Mitteltönen, also weder zu hoch noch auch zu tief halten. Die Mitteltöne haben für sich, daß sie nicht nur die natürlichsten, und im Leben die gewöhnlichsten, sondern zugleich die angenehmsten sind. Ueberdies hüte sich der Redner sorgsam vor jener Gemeinheit des Tones, welche manchen Menschen eigen ist, und bemühe sich vielmehr, seiner Stimme jenes einschmeichelnde, gefällige Wesen zu geben, von dem man sagt, daß es an das Herz dringe und Herzen gewinne.

Der mündliche Vortrag muß auch fließend seyn, das heißt, die Töne müssen mit einer, dem Zuhörer bemerkbaren Leichtigkeit auf einander folgen. Nebstdem erfordert die Stimme auch die gehörige Verbindung von Mannigfaltigkeit und Einheit. Die Mannigfaltigkeit besteht in dem zweckmäßigen Wechsel der hohen, mittlern und tiefen Töne, wie auch in den Graden der Geschwindigkeit, womit die Worte ausgesprochen werden und einander folgen, und den Graden der Stärke und Schwäche der Töne. Bey aller dieser Mannigfaltigkeit muß doch auch eine gewisse Einheit in dem Tone der Stimme herrschen, nämlich eine gewisse Gleichförmigkeit (nicht Einförmigkeit) sowohl im Haupttone, womit die Rede vorgetragen wird, als auch in den Graden der Geschwindigkeit, Stärke und Schwäche. Der Redner muß daher alle plötzlichen Übergänge in dieser Hinsicht vermeiden; er würde sich sogar lächerlich machen, wenn er z. B. jetzt eine Reihe von Worten in den höchsten Tönen vorträge, und auf einmal in die tiefsten hinab fiel, oder wenn er einige Sätze wie im Fluge fortheilen, die unmittelbar folgenden aber, in bleyernen Fesseln sich schwerfällig dahin schleppend, langsam fortzuziehen ließe.

Diese Beschaffenheit der Stimme muß sich in der Anwendung vorzüglich darin bewähren, daß sie den Redner fähig macht, den mündlichen Vortrag mit dem Inhalte der Rede (Gedanken und Ausdrücken) in die innigste Zusammenstimmung und Harmonie zu setzen.

Von besonderer Wichtigkeit für den Declamator ist der Accent, nämlich jene Modification der Stimme, wodurch ein Wort vor den übrigen bemerkbar ausgezeichnet wird, um die Aufmerksamkeit der Zuhörer auf dasselbe hinzulenken, und der dadurch ausgedrückten Idee einen vorzüglichen Grad der Klarheit zu verschaffen.

Jene Modification der Stimme, welche die Accentuirung bewirkt, kann auf mehrfache Weise geschehen, nämlich:

- a) durch das Steigen oder Fallen der Stimme;
- b) durch den Wechsel des Tones, z. B. eines rauhen statt des bisherigen sanften;
- c) durch Verstärkung oder Schwächung der Stimme; endlich
- d) dadurch, daß man dem Tone, womit ein Wort vorgelesen wird, eine verhältnißmäßig längere Dauer gibt.

Überdies unterscheidet man den Wort-Accent und den Rede-Accent. Der erstere besteht darin, daß in einem einzelnen Worte eine Sylbe vor der andern ausgezeichnet wird. Nach der grammaticalischen Regel trifft dieser Accent stets die Stammsylbe des Wortes. Rede-Accent heißt derjenige, den ein Wort im Zusammenhang der Rede bekommt.

Von großer Wirkung ist das Steigen und Fallen der Stimme im mündlichen Vortrag. Es werden deshalb hier einige der vorzüglichsten Fälle angeführt, worin die Stimme steigen oder fallen muß: und zwar:

1. Gedanken, welche in den Zuschauern eine Erwartung erregen sollen, werden mit steigender Stimme ausgedrückt.
2. In den Perioden wird der Vordersatz gewöhnlich mit steigender, der Nachsatz mit sinkender Stimme vorgetragen.
3. Eben so verlangt die Frage eine steigende, die Antwort eine sinkende Stimme.

4. Alle Gedanken, welche nur einen geringern Grad der Aufmerksamkeit verlangen, werden mit gesunkener Stimme und etwas schneller als die übrigen vorgetragen.

Hinsichtlich der Pausen gilt die Hauptregel: Je inniger die auf einander folgenden Gedanken und Sätze unter sich verbunden sind, desto weniger Pausen dürfen im Vortrage gemacht werden; je weniger jene zusammen hängen, desto länger kann dazwischen abgesetzt werden. Am längsten können also die Pausen am Ende der Perioden dauern.

Werden die Pausen auf die Interpunctiōns-Zeichen angewendet, so bezeichnet der eigentliche Schlusspunct (.) den längsten Grad der Trennung durch das Absetzen der Stimme; dann folgt der Doppelpunct (:); eine noch geringere Trennung bezeichnet der Strichpunct (;), und die geringste Trennung der Bogenstrich (,). Die übrigen Interpunctionen, wie z. B. das Ausrufungszeichen (!), das Fragezeichen (?) u. haben keine Trennung zu bezeichnen.

Eine besondere Erwähnung gebührt noch der mahlenden Declamation. Diese stellt entweder hörbare, oder nicht hörbare, sinnliche Gegenstände, oder unsinnliche dar. Die declamatorische Mahlerey oder nachahmende Darstellung der Gegenstände kann aber auf zweyfache Art geschehen, nämlich: entweder durch den Ton der Stimme, oder durch die Bewegung der Töne. Die Mahlerey der hörbaren Gegenstände kann auf beyderley Arten geschehen; so z. B. würde das Gebrause der Wogen durch den Ton der Stimme, der Galopp eines Pferdes durch die schnellere oder langsamere Bewegung der Töne nachgeahmt werden müssen. Nicht hörbare Gegenstände können nur hinsichtlich des Aufeinanderfolgens in der Zeit, also nicht durch den Ton der Stimme, sondern nur durch die Bewegung der Töne declamatorisch ausgedrückt werden; wie z. B. das körperliche Betragen eines trägen oder eines charakteristischen Menschen.

Bei der Mahlerey des Unsinnlichen kommt es insbesondere auf die wirkliche oder scheinbare Ähnlichkeit des Unsinns

lichen mit einem sinnlichen Gegenstande an. Hier können demnach folgende Hauptfälle Statt finden:

a) Wird der sinnliche Gegenstand, mit welchem der unsinnliche eine wirkliche oder scheinbare Ähnlichkeit hat, durch den Ton der Stimme nachgeahmt, so muß dieß auch bey dem unsinnlichen geschehen; wie z. B. wenn man von der Charakterstärke und dem Muth eines Menschen spricht, der unter Gefahren und Unglücksfällen unerschütterlich dasteht, wie ein Fels im Meer, welchen die Stürme umheulen, Wogen umbrausen, Donnerkeile treffen.

b) Wird der sinnliche Gegenstand, dem ein unsinnlicher ähnlich ist, durch die Bewegung der Töne dargestellt, so gilt dieß auch bey dem Letztern, wie z. B. wenn die Flüchtigkeit der Zeit mahlerisch vorzutragen wäre.

c) Besteht die Ähnlichkeit, welche ein unsinnlicher Gegenstand mit einem sinnlichen hat, insbesondere in der Wirkung, so muß der unsinnliche Gegenstand vom Declamator eben so gemahlt werden, wie er den sinnlichen ausdrücken würde; dieß gilt auch in Fällen der zwischen einem hörbaren und einem nicht hörbaren sinnlichen Gegenstände. Beispiele wären: der Stolz eines brutalen Menschen, der sich beleidigt glaubt und Rache schnaubt; oder die Ähnlichkeit zwischen sanften Farben und weichen Tönen.

§. 55.

Darstellung der Affecte.

Wir fügen, zum Behufe der Declamation, hier insbesondere noch die Grundzüge einer kurzen Anleitung zur Modulation der Stimme bey der Darstellung einiger vorzüglichsten Affecte, wobey wir uns jedoch nur auf die praktische Anweisung beschränken müssen, weil theoretische Entwicklung zu viel Raum einnehmen würde.

Der Affect der Bewunderung fordert einen langsamen feyerlichen Vortrag in tiefen Tönen; eben so auch die Verwunderung, nur ist die Stimme weniger tief, weil

ein Zusatz von Frage und Zweifel Statt findet. Bey dem Erstaunen, als dem höchsten Grade der Verwunderung, werden die Worte, gleichsam als wären die Sprachwerkzeuge gelähmt, sehr schwerfällig gesprochen; manchemahl geräth der Redner sogar ins Stocken.

Der Ton der Achtung nähert sich dem Tone der Verwunderung; der Verachtung ist ein etwas durch die Nase gehender Ton eigen. Die Entschlossenheit hat einen festen, nachdrücklichen Ton, ihrer innern Stimmung analog. Die Fröhlichkeit äußert sich durch einen höhern Wohlklang der Stimme, die sich mit lebhafter Bewegung über die Mitteltöne erhebt. Ihr gleicht die Zufriedenheit, doch sinkt ihre Stimme, da sie ein schlafferer Affect ist, mit einer langsameren Bewegung unter die Mitteltöne herab. Die Hoffnung theilt mit der Fröhlichkeit und der Zufriedenheit den sanften Wohlklang, unterscheidet sich aber durch das ihr eigene Dehnen des Tones, welches sie nur dann verliert, wenn die Hoffnung, den höchsten Grad erreichend, eigentliche Zuversicht wird.

Der Muth zeigt sich durch Stärke und Nachdruck der Stimme. Der Dros spricht mit rauhen Tönen, hastig und kurz abstoßend; eben so die Drohung, welche noch dazu gern durch die geschlossenen Zähne spricht.

Die Traurigkeit spricht langsam, mit gedämpfter, weicher Stimme, manchemahl durch Seufzen und schweres Athmen unterbrochen oder gehemmt. Sinkt die Traurigkeit zur eigentlichen Schwermuth herab, so wird der Ton dumpf und hohl.

Die Furcht spricht kurz athmend, mit schwacher, beklemmender, gepreßter, oft zitternder Stimme.

Der Stolz weist mit der Stimme gern unter den Mitteltönen, spricht langsam und abgemessen, und pflegt scharf zu betonen. Der Hochmuth verbindet damit noch den Ton der Verachtung. Die Demuth dagegen spricht in den Mitteltönen, etwas langsam, mit dünner Stimme und ohne Betonung; die Scham ängstlich, oft stotternd.

Freundlich, doch sanft-ernsthaft klingt der Ton des Wohlwollens, freundlich, leise und ohne Ernst, lieblich, oft bis zu leichttändelndem Wesen, der Ton der Bärtlichkeit. Liebe modificirt in ihrem Ausdruck die Stimme von beyden, mit einem Zusatz schwachtender Sehnsucht. Stark und heftig äußert sich der Haß; schnell sprechend, hämisch und in den höhern Tönen der Spott, und die Schadenfreude spitz und schnippisch, wo sie Geringschätzung ihres Gegenstandes zeigt, ernsthaft und bitter, wenn sie jenes nicht kann. Der Zorn ergießt sich in einer kreischenden Stimme mit heftiger Bewegung.

§. 56.

Die Geberden.

Die Geberden müssen vor allem dem Inhalte der vorzutragenden Rede angemessen seyn. Außerdem gehört zur Vollkommenheit des Geberdenspiels:

a) Wahrheit und Natürlichkeit der Geberden, indem diese die äußern, an unserem Körper hervor gebrachten Zeichen des innern Gemüthszustandes sind. Unwahr sind demnach alle Geberden, die weder der Natur und Stimmung des Sprechenden, noch dem Inhalt des Gesprochenen gemäß erscheinen.

b) Deutlichkeit der Geberden, das heißt: die Geberden müssen so beschaffen seyn, daß sie nicht nur leicht erkannt, sondern auch wohl von einander können unterschieden werden.

c) Lebhaftigkeit, welche nicht nur als Zeichen einer höhern Lebenskraft überhaupt Wohlgefallen erregt, sondern auch als ein Beweis, daß der Redende selbst von seinem Stoff ergriffen sey, für den Redner und seinen Vortrag Theilnahme erweckt und einnimmt.

d) Haltung und Stätigkeit der Geberden; das heißt: die Geberden müssen zum Charakter des Ganzen passen, ja selbst die Pausen und Ruhepunkte müssen zur Rede gehörig erscheinen, da derselben immer ein vorherrschender Haupt-Gemüths-

zustand zum Grunde liegt, und wir den Redner, wenn er auch schweigt, doch immer vor uns sehen.

e) Mannigfaltigkeit und Einheit der Geberden. Die erstere fordert Abwechslung in den Stellungen und Bewegungen; die letztere aber gebiethet ihre Unterordnung in den Hauptcharakter des Ganzen, und ist zu vergleichen der Hauptfarbe eines Gemähltes, oder der Tonart, in welcher ein Musikstück gesetzt ist. Jene beyden Eigenschaften zusammen geben die Harmonie des Geberdenspiels.

f) Anstand und Würde, welche im ersten Grade schon durch die Vermeidung des Gemeinen und alles dessen, was Mangel an geistiger, sittlicher und geselliger Bildung verräth, in einem höhern Grade aber durch edlen Anstand und durch ein gewisses — nicht stolzes und doch imposantes Wesen erreicht wird.

g) Schönheit der Geberden, wodurch nicht nur alles vermieden wird, was einen unangenehmen sinnlichen Eindruck macht (z. B. weites Mundauffsperrn oder eckige Bewegungen mit den Armen), sondern auch das, was dem Auge wohlgefällig erscheint, wie z. B. alle wellenförmigen Bewegungen, beobachtet wird.

h) Ökonomie der Geberden, das ist: stufenweises Fortschreiten. Der Redner steigere also sein Geberdenspiel bey starken Stellen nicht auf den höchsten Grad, wenn noch stärkere folgen.

So wie es eine Mahlerney durch den Ton, die Bewegung und Stärke der Stimme gibt, eben so kann sich der Redner mahlender Geberden bedienen, welche jedoch unmittelbar nur zur Darstellung sichtbarer Gegenstände geeignet sind, und vorzugsweise ihrer Form; so z. B. kann das Aufwärtsblicken des erhobenen Kopfes und das Emporstrecken des Armes die Höhe eines Berges oder Hauses mahlen, das Niedersenken der Hände einen Fall u. Am besten lassen sich Bewegung und Stellung durch mahlende Geberden nachahmend ausdrücken.

Will der Redner etwas Unsinnliches durch Geberden-

Mahlerey darstellen (z. B. die Gedankenverwirrung eines von Gefahr bedrohten Menschen), so muß er dieß immer figurlich thun, durch das Mahlen eines sinnlichen Gegenstandes, welcher mit jenem Ähnlichkeit hat. So z. B. würde er die geistige Unthätigkeit durch gänzliche Ruhe des bewegungslosen Körpers mahlen können, durch schlaffes Hängenlassen der Arme, gedankenloses Hinschauen etc.

Um das bisher Gesagte dem Ungeübten begreiflicher und anschaulicher zu machen, führen wir nun einige praktische Vespiele von mimischer Darstellung verschiedener Affecte an, nach der psychologisch richtigen Angabe von Engel, Maass, Lessing, Sainte Albine, Laireffe, Eberhard, Le Brün, und andern bewährten Schriftstellern:

Bewunderung.

Die Erweiterung des Gemüths bey der Bewunderung des Großen und Erhabenen offenbart sich auch in dem Geberdenspiele. Weit geöffnet schaut das Auge den Gegenstand an; die erweiterten, übrigens ruhigen Gesichtszüge verkünden die gefühlte Freude; auch der Mund bleibt nicht verschlossen. Die ausgedehnte Brust strebt empor; die Arme werden aufgehoben und ausgebreitet; der ganze Körper hebt sich. Die Bewegungen geschehen langsam und feyerlich. Ist der Gegenstand nur groß, nicht erhaben, so daß wir ihn in der Anschauung fassen zu können fühlen, so neigt sich der Körper vorwärts, und vorwärts streben die ausgebreiteten Arme, als wenn wir den Gegenstand umfassen wollten. Ist aber das Object erhaben, und also die erregte Idee für die Anschauung unerreichbar, so werden die Arme mehr zurück gezogen, mehr in gerader Linie ausgebreitet, und mehr in die Höhe, als vorwärts, bewegt; der Kopf, und oft der ganze Körper, biegt sich rückwärts und das Auge schaut in die endlose Höhe des Himmels hinauf, um der Einbildungskraft, welche der erregten Idee des Unendlichen eine Anschauung unterlegen will, zu Hülfe zu kommen, oder wenigstens um so eher den Gegenstand zu ermessen und an ihm hinauf zu schauen. In beyden Fällen, vorzüglich aber wenn das Object nur groß

ist, findet sich die beschriebene Bewegung und Stellung der Arme meist nur in den ersten Augenblicken des Affects, wo wir noch den Gegenstand erst zu fassen streben; hernach, wenn wir ihn schon genießen, sinken sie langsam herunter.

Bei den geringsten Graden der Bewunderung erheben sich die herunter hängenden Arme nicht, sondern bloß die Hände; die Arme werden nur ein wenig vom Körper gedrückt. Bei den nächst folgenden Graden des Affects erhebt sich bloß der eine Arm.

Achtung und Verachtung.

Die Achtung zeigt sich im Geberdenspiele, wie die Bewunderung, mit einem offenen Blicke, mit ruhigen, erweiterten Gesichtszügen, und langsamen Bewegungen, die sich dem Gegenstande zu nähern streben. Die Verachtung dagegen verengt das Auge und die Gesichtszüge, und zieht die Bewegung von dem Gegenstande weg. Wird eine Sache als böse, als moralisch schlecht, verachtet, so macht die Hand eine Bewegung, oder bezieht sich in jene Stellung, als wenn sie die Sache wegschieben oder von sich abhalten wollte. Auch wird wohl das Gesicht abgewandt und der Kopf nach der andern Seite gedreht. Wenn man dagegen eine Sache als klein, geringfügig, nichtswürdig, verachtet, so macht die Hand, die innere Fläche aufwärts gekehrt, eine leichte Bewegung, so, als wenn man eine geringe, in der Hand liegende Kleinigkeit fortwürfe. Auch wird die Hand in der beschriebenen Stellung still gehalten, und leicht darüber hingeblassen, als wenn man aus ihr etwas weghauchen wollte; eine Mahlercy, wodurch ebenfalls die Geringsfügigkeit des Objects versinnlicht werden soll. Mit dieser Geberde hängt es auch vielleicht zusammen, daß eine vorhängende, oder vielmehr vorgedrückte Unterlippe auch Verachtung ankündigt. Ein äußerst kränkender Ausdruck der Verachtung einer Person ist es, wenn man sie gessichtlich gar nicht bemerkt, es gar nicht zu sehen oder zu hören scheint, wenn sie etwas thut oder sagt. Wir zeigen dadurch, daß wir es schlechterdings nicht der Mühe werth halten, sie zu beobachten. Ein solches Betragen, zumahl wenn

der Verachtete schon im Affect ist, ist das empfindlichste von der Welt.

Billigung und Mißbilligung.

Der mimische Charakter der Billigung überhaupt ist Annäherung an den Gegenstand, oder Bestreben darnach, so wie Entfernung von dem Gegenstande, oder Bestreben nach demselben, der Mißbilligung eigen ist. Bey jener suchen wir den Gegenstand uns, oder uns dem Gegenstande zu nähern. Daher ist das Neigen des Kopfes (das Nicken mit dem Kopfe) ein Zeichen der Billigung überhaupt und der Bejahung insbesondere, denn es ist ein Hinneigen zu dem Gegenstande. Das Kopfschütteln dagegen ist ein Ausdruck der Mißbilligung überhaupt und der Verneinung insbesondere, weil es ein Wegwenden von der Sache ist.

Die Fröhlichkeit oder lebhaftre Freude äußert sich im Geberdenspiel auf folgende Weise: die erweiterten Mienen sind vollkommen freundlich, das ist, in dem Zustande, der beyhm Lächeln oder zunächst vorher wirklich ist. Eben so freundlich schaut das lichtvolle Auge offen und funkelnd umher; die Brust strebt empor, das Haupt schwillt sanft aus den Schultern, aufrecht und kraftvoll wird der Körper getragen, die Bewegungen geschehen leicht, hüpfend und schnell. Die Hände insbesondere schweifen voll Leben und Thätigkeit in der Luft umher, und werden, vermöge eben dieser Kraftäußerung, oft zusammen geschlagen, und fahren elastisch wieder aus einander. So entsteht das Händeklatschen, als ein Ausdruck der Freude, obgleich bey manchen Arten der Freude das ihnen eigene Bestreben nach Geräusch und Lärm auch Antheil daran haben mag. Als Ausbruch der Freude ist das Händeklatschen auch ein Zeichen des Beyfalls. Durch die in allen Theilen belebten Kräfte werden auch die Wangen mit einem sanften Roth gefärbt, und so sind alle Erscheinungen der Fröhlichkeit oder der belebten Freude überhaupt schön und anmuthig, ein Ebenbild von dem Gemüthszustande selbst. Bey dem Enthusiasmus der Freude

scheint die ganze Gestalt zu schweben und der Fuß kaum den Boden zu berühren.

Der Zorn rüstet alle äußere Glieder mit Kraft, vorzüglich aber waffnet er diejenigen, die zum Angreifen, zum Fassen und Zerstören geschickt sind. Wenn überhaupt die mit Blut und Säften überfüllten äußern Theile frohen und zittern, und die gerötheten rollenden Augen Blicke wie Feuerstrahlen schießen, so äußert sich besonders in Händen und Zähnen eine Art von Empörung und Unruhe; jene ziehen sich krampfhaft zusammen, diese werden gefletscht und knirschen. Überdem schwellen noch, besonders in der Gegend des Halses, der Schläfe und der Stirne die Adern. Das ganze Gesicht erscheint wie eine Gluth: alle Bewegungen sind eckig und von der äußersten Heftigkeit; der Schritt ist schwer, gestoßen, erschüttert.

Bei dem Affecte der Hoffnung verkündigen das erheiterte Gesicht und das offene Auge die in der Seele herrschende Freude. Der Blick sieht in die Ferne, gleichsam in die Zukunft hin, die das gehoffte Gut noch in ihrem Schooße trägt, oder er wird gegen Himmel gerichtet, zu dem, von dem alles Gute kommt. Je ungewisser aber die Hoffnung ist, desto mehr vermischt sich ihr Ausdruck mit dem Ausdrücke der Ungewißheit, welcher sich besonders durch einen nicht fixirten, umher irenden Blick zeigt. Wenn aber die Hoffnung zur Zuversicht wird, so verliert sich das Zweifelnde in den Geberden, und die Ausdrücke bekommen das Feste, Bestimmte und Fixirte, wie bei der Überzeugung überhaupt, wohin z. B. die senkrechte Stellung des Körpers, als Zeichen der Festigkeit, ein Schlag mit der flachen Hand gegen das Herz, als den scheinbaren Sitz des Gefühls der Überzeugung u., gehört.

Bei der Furcht flieht die Seele gleichsam in sich selbst zurück, um sich von dem gefürchteten Gegenstande zu entfernen, und ist überwältigt vom Gefühle ihrer Ohnmacht, jenem Gegenstande widerstehen zu können. Nach der Analogie dieses Zustandes kriecht auch der Körper in sich zusammen und zittert;

das Gesicht erbleicht, die Brust wird beengt und bekloffen, das Herz pocht vom zusammen gepreßten Blute.

Beym Schrecken öffnet sich das stiere Auge, so wie der Mund.

Diese Beispiele mögen genügen, um die Wahrheit in der mimischen Darstellung der Affecte bemerken und durch fleißige Übung treffen zu lernen. Zum Schlusse dieser Materie folge hier eine wichtige Bemerkung, welche Maas in Betreff des Überganges aus affectlosen Zuständen in affectvolle, und aus einem Affecte in den andern mittheilt:

Da die menschliche Seele, wie die Natur überhaupt, keine Sprünge macht, sondern aus jedem gegebenen Zustande in einen andern durch eine stäte Fortschreitung übergeht, obgleich die Zwischenveränderung oft so schnell geschieht, und so unmerklich ist, daß sie sich aller Wahrnehmung entzieht: so kann sie auch aus Ruhe in Affect, und aus Affect in Ruhe niemahls unmittelbar und plöglich, sondern nur mittelbar und allmählig übergehen. Der vorige Zustand dauert noch zum Theile fort, indeß der folgende schon anfängt, und das gibt einen gemischten Mittelzustand, durch den die Seele erst hindurch muß, ehe der folgende ganz rein existiren kann. So wie ein kalter Körper nicht mit einem Mahle, sondern nur nach und nach glühend wird, wenn man ein Feuer anzündet, und ein glühender nicht plöglich, sondern nur allmählig wieder kalt wird, wenn man das Feuer auslöscht: so geräth auch die kalte ruhige Seele nicht mit einem Mahle in Gluth, wenn sich das Feuer eines Affectes entzündet, und wird, wenn sie in Gluth ist, nicht plöglich wieder kalt und ruhig, wenn auch die Ursache des Affectes aufhört. Nach diesem Gesetze der Seele muß sich die körperliche Beredsamkeit genau richten. Der Redner darf also nicht aus einem affectlosen Ausdrucke plöglich in einen affectvollen herüber, oder aus diesem in jenen zurück fallen, sondern muß beyde durch einen stätigen Übergang verbinden. Indem der folgende Ausdruck anfängt, muß von dem vorigen noch etwas übrig seyn, und so ein gemischter Mittelzustand

entstehen, der den voraus gehenden mit dem nachfolgenden ohne Sprung verbindet, obgleich dieser Zwischen Ausdruck im höchsten Grade kurz und unmerklich seyn kann. Wer z. B. in einem ruhigen Gespräche mit jemandem begriffen ist, und unvermuthet auf das empfindlichste von ihm beleidiget wird, der wird in Declamation und Geberdenspiel nicht mit einem Mahle die ganze Flamme des Zornes auslodern lassen, sondern nach und nach. Nicht gleich beym ersten Ausbruche wird der Ton pfeifen, kreischen, in einem gewaltsam gestoßenen Rhythmus forteilen, sondern er steigt ungefähr (in den gewöhnlichen Fällen) in Terzen in die Höhe, wächst ungefähr in eben dem Verhältniß an Stärke, ist anfänglich noch mehr gehalten, mild und gebunden, und wird ungefähr in dem vorigen Verhältnisse gestoßener, rauher, unordentlicher, schneller. Eben so im Geberdenspiele. Zuerst ändert sich das Auge, funkelt und rollt im Kopfe herum; die Lippen fangen an zu zucken und sich zu verziehen, und erst dann verbreitet sich die kramphafte Unruhe über die übrigen Gesichtszüge, in die Hände und den übrigen Körper. Also im Geberdenspiele sowohl als in der Declamation herrscht in den ersten Augenblicken noch etwas von der Ruhe des vorausgehenden Zustandes, wenn schon der Sturm des nachfolgenden zu toben angefangen hat.

Wie hier, so in allen Fällen. Allemahl bleiben von dem vorausgehenden Zustande diejenigen Ausdrücke am längsten zurück, die in den weniger reizbaren Theilen liegen, oder überhaupt weniger von der Willkühr abhängen. Die reizbareren, empfindlicheren, ausdrucksrolleren Theile zeigen den Ausdruck des nachfolgenden Zustandes zuerst. Bey einem Wechsel von Traurigkeit und Freude lächelt oft das Auge schon, wenn die Züge um den Mund herum noch weinen.

Affecte können verwandte heißen, so fern die Seele leicht aus dem einen in den andern übergeht; entfernte, so fern das nicht ist, ungefähr so wie man die körperlichen Stoffe verwandt nennt, wenn sie einander anziehen. Je entfernter nun die Affecten sind, die ein Redner gleich nach ein-

ander darstellen soll, desto sorgfältiger hat er auf einen vermittelnden Zwischen Ausdruck zu sehen, wenn sein Spiel keinen Sprung machen, keine, wenigstens scheinbare, Widernatürlichkeit enthalten soll. Ein Verstoß gegen diese Regel ist ungefähr eben das, was in der Musik eine verbotene Quinten- oder Octaven-Folge ist. Diese ist auch ein nicht stätiger Übergang aus einer Harmonie in die andere. Es fragt sich also, wovon die größere oder geringere Verwandtschaft der Affecten abhängt, und woran sie erkannt werde?

Affecten sind um so näher verwandt, je mehr der Ton und die Bewegung des einen dem Tone und der Bewegung des andern ähnlich ist; und sie sind um so entfernter, je mehr Ton und Rhythmus unähnlich sind; denn ein Affect kann um so leichter entstehen, je mehr er in Ton und Bewegung einem schon vorhandenen ähnlich ist, und sein Entstehen wird um so mehr erschwert, oder verhindert, je mehr sein Ton und seine Bewegung von jenen des vorhandenen Affectes abweicht, und je weniger die Seele für ihn gestimmt ist.

Bei der Verwandtschaft zweyer Affecten kommt also nichts darauf an, ob sie beyde angenehm, unangenehm, gemischt, oder in dieser Absicht ganz verschieden sind. Der angenehmste Affect kann mit dem unangenehmsten sehr nahe verwandt seyn, wenn sie nur in Ton und Bewegung, oder auch in der letztern allein, sehr ähnlich sind. So geht z. B. die ausschweifendste Freude sehr leicht in den wildesten Zorn über, wovon die oft blutigen Händel bey Trink- oder andern Freudengelagen Zeugniß geben; denn Zorn und ausschweifende Freude sind einander ähnlich in der wild fortströmenden Bewegung und in der brausenden Heftigkeit des Tones, der alle Nerven spannt und den Klang jeder berührten Saite in der Seele verdoppelt. Eine Pause, in der Declamation wenigstens, kann oft den Übergang aus einem Affecte in den andern erleichtern, sie darf aber nur gebraucht werden, wenn sie natürlich ist.

Zum Schlusse höre der angehende Redner noch die Stimmen einiger Tiefdenker, alter und neuerer Zeit, welche, theils

tüchtige Theoretiker, theils als Redner selbst berühmte, ihm wichtige Bemerkungen über die körperliche Beredsamkeit mittheilen werden.

Zuerst Quintilian:

„Wie am Körper selbst, so ist auch beym Geberdenspiel der Kopf der vorzüglichste Theil. Er muß gerade und in seiner natürlichen Richtung stehen. Gebückt, verräth er Niedertrachtigkeit; rückwärts geworfen, Stolz; auf eine Seite gelehnt, Trägheit; zu unbiegsam und steif, eine gewisse Störrigkeit der Seele. Außerdem muß der Kopf mit den übrigen Geberden harmoniren, insbesondere mit den Händen und Schultern. Der Blick sey immer dahin gerichtet, wohin die Bewegung der Hand geht, ausgenommen da, wo der Redner etwas verwerfen, oder nicht gestatten, oder von sich entfernen will. In diesem Fall wird durch das Abwenden des Gesichts und durch das Abhalten mit den Händen der Widerwille ausgedrückt. — Mit dem Kopfe allein Geberden machen, ist ein Fehler. Auch das häufige Nicken läßt nicht gut; ihn gar werfen und drehen, und die Haare schütteln, ist phantastisch.

Am meisten wirkt die Mien e. Sie bittet, droht, schmerzhelt; sie spricht Schmerz und Freude aus; nach ihr beurtheilt man den Redner, nach ihr richtet man den Blick, noch ehe jener spricht; sie verrichtet oft den Dienst der Worte.

Im Gesichte selbst vermögen die Augen das meiste. Durch sie fließt die Seele sichtbar hervor; sie erklären sich, wenn jene Freude fühlt, sie hüllen sich in Wolken, wenn jenes betrübt ist. Ihnen gab die Natur die Verräther der Seele, die Thränen. Verschllossen und zugeedrückt möchte sie wohl nur ein ganz roher und dummer Mensch beym Reden haben.

Auch mit den Augenbraunen kann man viel sagen. Sie bilden gewisser Maßen die Augen, und gebiethen der Stirne. Ein Fehler bey den Augenbraunen ist es, wenn sie entweder unbeweglich, oder zu beweglich sind. Zieht man sie zusammen, so bedeutet dieß Betrübniß; aus einander, Fröhlichkeit; herab, Schamhaftigkeit. Beym Zuwinken oder Zu-

rückwinkeln werden sie niedergelassen, oder ein wenig in die Höhe gezogen.

Nase und Lippen darf man ohne Beleidigung des Wohlstandes fast gar nicht gebrauchen, wenn gleich höhnisches Lachen, Verachtung, und Ekel dadurch angezeigt werden. Alles Bewegen der Nase ist unschicklich; dasselbe gilt auch größten Theils von den Lippen; wie z. B. das Hinaufziehen derselben, das Ausdehnen, Herabsenken, &c.

Der Nacken sey in gerader Haltung, nicht steif, nicht übergelehnt. Entstellend ist das Zusammenziehen oder Spannen des Halses; nebstdem wird dadurch auch die Stimme geschwächt und ermüdet. Drückt man das Kinn an die Brust, so macht das die Stimme undeutlich und durch den Druck der Kehle schlaff.

Das Erheben oder Zusammenziehen der Schultern ist selten schicklich. Ein mäßiges Hervorstrecken des Arms paßt zu langen und ohne Erhebung fortlaufenden Perioden. Beym Vortrage von reich ausgeschmückten Parthien aber breitet sich der Arm zur Seite weit aus, und die Rede ergreift sich gewisser Maßen mit dieser Bewegung. Kaum aber ist's möglich, zu sagen, wie viele Bewegungen der Hände, ohne welche alles Geberdenspiel hölzern und ohne Wirkung ist, Statt finden, da sie beynabe die Menge der Wörter erreichen. Am besten fängt die Hand von der linken Seite an und wird zur rechten niedergelassen, doch ohne daß sie dabey schlage. Am Ende eines Absatzes kann sie wohl auch fallen, doch muß sie sich schnell wieder erheben. Sie soll mit jedem vollen Gedanken anfangen und niedergelassen werden, sonst würde ihre Bewegung entweder vor der Stimme hergehen, oder ihr nachfolgen müssen; beydes wäre unschicklich. Die Hand sey weder zu lange müßig, noch unaufhörlich fechtend. Sie werde nicht bis über die Augen erhoben, noch bis unter die Brust herab gelassen. So hält man es auch für fehlerhaft, vom Kopfe herab bis an den Unterleib damit nieder zu fahren. Die linke Hand allein macht nie eine gute Wirkung; sie richte sich größten Theils nach

der rechten. Bey geringfügigen, traurigen, oder sanften Gegenständen sey die Bewegung der Hände kurz; bey großen, freudigen, oder fürchterlichen weiter ausgedehnt.

Brust und Bauch lasse der Redner nicht sich vordrängen, den Rücken nicht sich krümmen. Die Schultern werfe man nicht hin und her. Demosthenes verbesserte diesen Fehler an sich dadurch, daß er in einem engen Behältnisse stehend sprach, worin eine Stange angebracht war, an die er mit der Schulter stieß, sobald er sich nach den Seiten warf. Der Stoß machte ihm bemerkbar, daß er sich vom Feuer des Geberdenspiels zu sehr hinreißen lasse.

Der Redner muß bey der Einrichtung seines Geberdenspiels fünf Hauptsachen bedenken: 1) das Ganze der Rede, den Hauptton derselben und den Total-Eindruck, welchen sie hervorbringen soll; 2) das Eigenthümliche in den einzelnen Theilen der Rede, Eingang, Erzählung, Beweise, Schluß; 3) den Inhalt oder die Gedanken und Empfindungen jeder Art; 4) die Worte selbst, wobey es wohl fehlerhaft wäre, alles durch Geberden ausdrücken zu wollen, aber auch kraftlos, wenn nicht einiges durch Mienen und Geberden gehoben würde; 5) die Personen, in deren Gegenwart er redet.

Ehe der Redner anfängt, mag er kurze Zeit verweilend schweigen, ohne sogleich gegen den Zuhörer gewendet loszubrechen. Er mag in ruhiger Stellung die Augen entweder senken oder sanft aufwärts richten; er hüte sich hier ja vor gewissen unschicklichen Dingen, wie z. B. nicht herum zu gaffen, troßige Mienen zu machen, sich laut zu räuspern, steif oder gekrümmt zu stehen u. Der Eingang werde mit sanfter Stimme und mit ruhigen Geberden vorgetragen; dieß fordert die Bescheidenheit. Nur in seltenen Fällen findet eine Ausnahme Statt. Die Erzählung fordert schon mehr Lebhaftigkeit; die Beweisführung geschehe mit Besonnenheit und Nachdruck; der Schluß mit mehr Feuer, um zu erheben oder zu rühren. Bey allem aber vergesse der Redner nie den Anstand, und hüte sich vor Grimassen und Gesticulation, und bedenke, um stets das rechte

Maß zu halten, ja nie, daß er Redner — nicht aber Schauspieler sey.

Cicero erklärt sich im dritten Buche seines Werkes vom Redner über Declamation und Mimik auf folgende Weise:

Erst durch den guten äußerlichen Vortrag können die übrigen Vorzüge an dem Redner hervor schimmern. Der äußere Vortrag ist in der Beredsamkeit von der größten Wichtigkeit. Ohne ihn kann der vorzüglichste Redner in keine Betrachtung kommen, durch ihn der mittelmäßigste oft über die besten Redner obliegen. Ihm soll Demosthenes den ersten Preis zuerkannt haben, als er gefragt wurde, was er in der Beredsamkeit für das Vorzüglichste halte, ihm den zweyten, ihm den dritten.

Unstreitig äußert in allen Fällen die wahre Empfindung eine stärkere Wirkung, als die erkünstelte; aber wenn es die Wahrheit der Empfindung allein schon ausmachte, so würden wir der Kunstregeln nicht bedürfen. Da indessen die Leidenschaft, die wir insbesondere durch das Äußere im Vortrage ausdrücken, oder nachahmen sollen, oft so ungestüm tobt, daß ihre Sprache undeutlich und beynabe unterdrückt wird: so müssen wir beym äußern Vortrage dasjenige verschmähen, was Verwirrung erregen würde, und nur das Ausdrucksvolle und leicht Verständliche nachahmen; denn jede Gemüthsbewegung äußert sich durch eigene Töne, Mienen und Geberden, und der ganze Körper des Menschen, sein Gesicht und seine Stimme, sind in ihrem Tone, wie die Saiten der Harfe von dem Anschlagen, so auch von der Berührung der Leidenschaft abhängig. Die Töne, z. B., sind wie ausgespannte Saiten, die nach dem Grade der jedesmahligen Berührung anklingen, bald hoch, bald tief, bald schnell, bald langsam, bald stark, bald schwach. Doch gibt es auch wieder bey allen Gattungen von Tönen einen gewissen Mittelton. Aus diesen sind nun wieder mehrere andere Gattungen von Tönen entstanden, sanfte und rauhe, abgekürzte und gedehnte, mit angehaltenem und nachgelassenem Athem hervorgebrachte Töne, weiche und lispelnde,

klagende und zärtliche, heftige und stürmische; denn alle ähnlichen Töne lassen sich doch durch die Kunst mannigfaltig abändern. Diese Töne muß der Redner, wie der Mahler die Farben, nach dem jedesmaligen Bedürfniß auswählen und abändern können. Eine eigene Gattung des Tones nimmt z. B. der Zorn an, einen hohen, heftigen, oft abgebrochenen. Einen andern Ton erfordert die Wehklage und Trauer, einen wehmüthigen, vollen, abgebrochenen, weinerlichen Ton. Leise, stotternd und kraftlos redet die Furcht. Sanft, zart, heiter und gelassen ist der Ton der Freude. Der Ton des Verdrußes hat, ohne jammernd zu seyn, etwas Schwerfälliges, Einförmiges und Dumpfes.

Für alle diese Gemüthsbewegungen ist auch ein passendes Geberdenspiel nothwendig, nicht ein dem Schauspieler nachgeahmtes, sondern ein solches, das Sachen und Gedanken ausdrückt, ein Geberdenspiel, das nicht auf die Sache hinweist, sondern geschickt auf sie hindeutet; unterstützt von starken und männlichen Wendungen des Körpers, die nicht von der Schaubühne und den Schauspielern, sondern aus der Waffenschule und von fertigen Ringern entlehnt sind. Die Bewegung der Hand muß aber nicht gar zu kunstmäßig seyn; sie muß die Worte mit den Fingern begleiten, aber nicht durch Nachahmung ihren Sinn ausdrücken. Der Arm muß sich frey bewegen, und gleichsam die Waffe seyn, womit der Redner kämpft. Das Wesentlichste aber beym Geberdenspiel ist immer das Gesicht, und in dem Gesichte sind die Augen das Ausdrucksvollste; denn die Seele soll sich in dem ganzen äußerlichen Vortrage ausdrücken; das Gesicht aber ist das Bild der Seele, und ihre Dolmetscher sind die Augen. Dieß ist der einzige Theil des Körpers, der alle Arten der Gemüthsbewegungen durch eben so viele Bezeichnungen und Abänderungen ausdrücken kann. Wer aber das Auge unverwandt auf einen Gegenstand richtet, bey dem kann es nicht ausdrucksvoll seyn.

In die Augen können wir also viel Ausdruck legen; denn die Süge des Mundes dürfen wir nicht gar zu sehr verändern;

unsere Geberden möchten uns sonst lächerlich machen oder verunstalten. Die Augen sind es, die durch Lebhaftigkeit, Ermattung, durch Blick und Heiterkeit, die Gemüthsbewegungen, übereinstimmend mit der Art des Vortrages selbst, ausdrücken. Denn der äußerliche Vortrag ist gleichsam die Rede des Körpers, und muß daher mit der Seele harmoniren. Die Augen aber sind uns, wie dem Pferde und Löwen die Mähnen, der Schweif und die Ohren, von der Natur gegeben, um unsere Gemüthsbewegungen anzuzeigen. Folglich ist in unserm äußerlichen Vortrage nach der Stimme die Miene immer das Wichtigste, und diese ist von den Augen abhängig.

Dasjenige indessen, wodurch wir bey dem äußerlichen Vortrage die meiste Wirkung erwarten, und uns am meisten auszeichnen können, ist wohl unstreitig die Stimme, die wir uns erstlich so wohlklingend, als möglich, erwerben, und dann auf jeden Fall erhalten müssen. Um die Stimme immer wohlklingend zu erhalten, ist nichts nützlicher, als häufige Veränderung, und nichts schädlicher, als ohne Unterbrechung immer mit voller Anstrengung fortreden.

Jede Stimme hat einen gewissen Mittelton, der ihr eigenthümlich ist. Daß von diesem die Stimme allmählich aufsteige, ist zugleich nützlich und angenehm. Denn gleich vom Anfange an zu schreyen, ist bäurisch; aber die Stimme allmählig steigen lassen, ist auch zu ihrer Stärkung heilsam. Ferner gibt es auch in der Erhebung derselben ein Außerstes, welches doch noch unter dem lautesten Schreytone ist. Eben so gibt es auf der andern Seite in ihrer Senkung einen tiefsten Ton, bis zu welchem man gleichsam auf der Stufenleiter der Töne hinab steigt. Diese Abwechslung, dieses Auf- und Niedersteigen durch alle Tonarten wird sowohl die Stimme selbst erhalten, als auch die Lieblichkeit des äußerlichen Vortrages erhöhen.

Wir wollen nun auch die Bemerkungen neuerer Schriftsteller hören, deren praktische Anleitungen dem angehenden

Redner von großem Nutzen seyn werden. Zuerst spreche Hugo Blair.

„Der Hauptpunct, worauf der Redner beym öffentlichen Vortrage sein Augenmerk zu richten hat, ist: erstlich, so zu sprechen, daß er von allen, die ihn hören, leicht und vollkommen verstanden wird; zweytens, mit Anmuth und Nachdruck zu sprechen, um die Zuhörer einzunehmen, und auf ihre Empfindung zu wirken. Um leicht und vollkommen verstanden zu werden, kommt es auf folgende vier Stücke an: einen gehörigen Grad von Vernehmlichkeit der Stimme, Deutlichkeit, Langsamkeit und Reinheit der Aussprache.

Vernehmlichkeit der Stimme:

Der Redner muß sich bemühen, den Raum, in welchem sich die Versammlung befindet, mit seiner Stimme auszufüllen. Man hält diese Kraft der Stimme gewöhnlich für eine bloße Gabe der Natur. Sie ist es allerdings in beträchtlichem Maße; aber sie kann auch durch Kunst merklich ausgebildet werden. Sehr viel kommt hierbey auf den, einer jeden Stimme eigenthümlichen Umfang und auf ihre Biegsamkeit an. Jeder Mensch hat drey natürliche Abstufungen seiner Stimme; er spricht in einem höhern, mittlern und tiefen Tone. Der höhere ist derjenige, dessen man sich bedient, wenn man Jemanden aus der Entfernung zuruft; der tiefe gränzt nahe an das Flüstern. Der mittlere ist derjenige, dessen wir uns im gewöhnlichen Gespräche bedienen, und den man auch bey öffentlichen Vorträgen gewöhnlich zu gebrauchen hat. Es ist ein großer Irrthum, sich einzubilden, man müsse seine Stimme in ihrer größten Höhe nehmen, um von einer großen Versammlung wohl verstanden zu werden. Man verwechselt hierbey zwey Dinge mit einander, die ganz verschieden sind: das Laute oder die Stärke des Schalles, und den höhern oder tiefern Ton, in dem wir sprechen. Ein Redner kann seine Stimme stärker hören lassen, ohne den Ton zu verändern. Auch ist es eine sichere Erfahrung, daß der Umfang der Stimme, innerhalb dessen wir gewöhnlich sprechen, derjenige ist, dem wir

den meisten Körper und die anhaltendste Stärke des Schalles zu geben vermögen. Umgekehrt hingegen, wird derjenige, welcher in der größten Höhe zu sprechen sucht, deren seine Stimme fähig ist, sich nicht nur in Ansehung des Umfanges beschränkt, sondern auch die Kraft derselben, ehe er zu Ende kommt, erschöpft und ermattet finden. Die Folge davon ist, daß er sich Gewalt anthun und zu einer ihm selbst peinlichen Anstrengung seine Zuflucht nehmen muß.

Aber wer mit Anstrengung und Beschwerde spricht, wird auch von den Zuhörern nicht ohne Anstrengung und peinliches Gefühl vernommen. Man gebe also seiner Stimme ihre volle, jeden Laut gehörig anschwellende Stärke; aber man halte sich dabey stets in dem Umfange des Tones, aus dem man im gemeinen Leben zu sprechen gewohnt ist. Auch mache man es sich zum Gesetze, nie eine größere Anzahl von Worten zusammen auszusprechen, als man ohne Zwang und besondere Anstrengung auszusprechen vermag. So lange man sich in diesen Gränzen hält, werden die sämtlichen Werkzeuge der Stimme ihre verschiedenen Geschäfte mit Leichtigkeit ausüben, und wir die Stimme immer in unserer Gewalt behalten. Wenn wir aber über jene Gränzen hinaus gehen, kann es nicht fehlen, daß wir den Organen gleichsam den Flügel schießen lassen, und unserer Herrschaft über dieselben verlustig werden.

Ein zweytes Mittel, um gut gehört und vollkommen verstanden zu werden, ist Deutlichkeit der Aussprache, welche hierzu noch mehr beiträgt, als die bloße Stärke des Schalles. Das Maß der Stimme, welches zur Ausfüllung selbst eines beträchtlichen Raumes erfordert wird, ist geringer, als man sich gemeinlich einbildet; und derjenige, welcher sich einer deutlichen Aussprache befleißiget, wird mit einer an sich schwachen Stimme weiter reichen, als die stärkste Stimme, ohne jene, vermag. Jeder, der einen öffentlichen Vortrag hält, muß also dieß sorgfältig beobachten; er muß jedem Laute; den er hervor bringt, sein gehöriges Verhältniß geben, und jede

Sylbe, ja fast Buchstaben des auszusprechenden Wortes, bestimmt hören lassen, ohne irgend einen der eigenthümlichen Töne zu unterdrücken, oder zu verunstalten.

Drittens wird zur deutlichen Articulation eine gehörige Mäßigung in Ansehung der Geschwindigkeit der Aussprache erfordert. Zu schnelles Herausstoßen der Töne verhindert die Bestimmtheit der Aussprache, und läßt dem Zuhörer nicht Zeit, den Sinn zu fassen. Man kann hier eben so wohl auf der entgegen gesetzten Seite zu weit gehen. Es ist einleuchtend, daß eine leblose, schleppende Aussprache, welche den Zuhörer mit seinen Gedanken immer merklich vor dem Redner vorausläßt, einen Vortrag langweilig und ermüdend machen muß. Doch der Fehler des zu geschwinden Sprechens ist weit gewöhnlicher, und erfordert um so mehr, daß man dagegen auf seiner Hut sey, weil, wenn er uns einmahl zur Fertigkeit geworden ist, wenige Fehler sich schwerer ablegen lassen, als dieser. Die Aussprache mit dem gehörigen Grade der Langsamkeit gewährt dem Redner viele Vortheile: insbesondere eine große Erleichterung der Stimme durch die Pausen und Ruhepunkte, welche sie von selbst herbey führt; auch setzt sie den Sprechenden in den Stand, seinen Tönen mehr Fülle, Wohlklang und Rundung zu geben. Endlich dient sie auch dazu, den Redner in den gehörigen Schranken der nöthigen Selbstbeherrschung zu erhalten; da hingegen ein übereilter und hastiger Vortrag nur zu leicht jene unruhige Bewegung der Lebensgeister hervor bringt, welche den Erfordernissen der ausübenden Beredsamkeit gerade am meisten zuwider ist.

Viertens muß der Redner auch auf die Reinigkeit der Aussprache Bedacht nehmen, das heißt, er muß jedem Worte, oder vielmehr jeder Sylbe denjenigen Laut geben, welchen der Gebrauch der echten und feineren Aussprache, im Gegensatz der unechten, gemeinen oder provinciellen, mit sich bringt. Als Beispiel stehe hier eine einzelne Bemerkung: Jedes Wort, das aus mehr als einer Sylbe besteht, hat eine Sylbe, die sich vor den übrigen durch den Accent unterscheidet. Dieser Accent

liegt bisweilen auf dem Consonanten, bisweilen auf dem Vocal. Die accentuirte Sylbe muß man in der Aussprache durch mehr Nachdruck bezeichnen und sie vor den übrigen, über die man leichter hinweg geht, heraus heben. Vorausgesetzt also, daß man die grammaticalische Tonstimmung der Worte (Accentuirung) inne hat, ist es eine Hauptregel, bey öffentlichen Vorträgen jedem Worte denselben Accent zu geben, den es in der Sprache des gemeinen Lebens hat. Wirklich wird gegen diese Regel sehr häufig gefehlt. Viele Personen sprechen, wenn sie öffentlich und mit Feyerlichkeit reden, die Sylben auf eine ganz verschiedene Weise aus, als sie sonst zu thun gewohnt sind. Sie verweilen auf ihnen, dehnen sie über die Gebühr aus, und vervielfältigen die Accente auf einem und demselben Worte; und das alles in der irrigen Meinung, ihrer Rede mehr Kraft und Nachdruck zu geben und die Feyerlichkeit des öffentlichen Vortrags dadurch zu erhöhen. Allein es ist dieß einer der größten Fehler, die man gegen die gute Aussprache begehen kann. Man verfällt dadurch in eine falsche, theatralische Manier, und die Sprache bekommt ein erkünsteltes, unnatürliches Ansehen, wodurch sie an Anmuth und Eindringlichkeit gleich sehr verliert.

Es erfordert bey öffentlich zu haltenden Reden keinen geringen Grad von Sorgfalt, den Athem immer dergestalt in seiner Gewalt zu haben, daß man nie genöthiget wird, Worte von einander zu trennen, welche in einer so genauen Verbindung stehen, daß sie in einem Zuge, und ohne die geringste Trennung ausgesprochen werden müssen. Mancher Gedanke wird bloß dadurch verstümmelt, und seines ganzen Nachdruckes beraubt, daß die Theilung an der unrichtigen Stelle angebracht ist. Um dieß zu vermeiden, muß der Sprechende vorzüglich darauf bedacht seyn, immer einen hinlänglichen Vorrath von Athem für das, was er sagen will, in Bereitschaft zu haben. Es ist ein großer Irrthum, sich einzubilden, daß man bloß am Ende eines Perioden, wo die Stimme fallen darf, Athem hohlen könne. Es kann eben sowohl in den Zwischenräumen

des Perioden, wo die Stimme nur einen Augenblick inne hält, geschehen, und der Redner gewinnt dadurch den Vortheil, daß er immer mit hinreichendem Athem versehen ist, um selbst die längsten Perioden ohne alle unschickliche Unterbrechung vorzutragen. Ueberdies muß der Ton der wirklichen Unterredung die Grundlage der öffentlichen Aussprache seyn; doch ist bey gewissen feyerlichen Gelegenheiten in öffentlichen Vorträgen die Aussprache etwas über den Ton der gewöhnlichen Rede zu erheben."

Nicht minder wichtig sind die Bemerkungen, welche Pölig über die Declamation mittheilt:

„Der Wohlklang" sagt er „ist an zwey Bedingungen gebunden: an den Klang und an den Numerus.

Der Klang beruht theils auf den einzelnen Sylben und Wörtern, theils auf ihrer Stellung in dem rhetorischen Ganzen. Ob nun gleich der Stylist, und folglich auch der Redner, nicht im Stande ist, die Wörter selbst, welche einmahl in der Sprache vorhanden sind, zu verändern, so steht ihm doch nicht selten die Wahl der Wörter frey. Hier soll er nun dasjenige Wort wählen, das an sich schon wohlklingend ist, und die Eigenschaft des Wohlklangs auch nicht in seiner Verbindung mit andern Wörtern verliert. Hauptsächlich muß er darauf sehen, daß der declamatorische Accent (der zur Bezeichnung des Hauptwortes in einem Satze dient) nicht auf Wörter zu stehen komme, welchen der Wohlklang fehlt. Dieß ist aber bey Wörtern der Fall, die von harter und schwerer Aussprache sind.

Die Härte ist also das erste, was gegen den Wohlklang streitet. Sie rührt, in so fern sie die einzelnen Töne betrifft, gewöhnlich von der Häufung der Consonanten in den Wörtern her, besonders derer, welche schwer auszusprechen sind. Da nun die Melodie der Aussprache von der Menge der Vocale abhängig ist, so muß bey dem Wohlklange hauptsächlich darauf gesehen werden, daß die Vocale und Consonanten in den gewählten Wörtern in einem richtigen Verhältnisse stehen. Es dürfen also, wo möglich, die Consonanten überhaupt nicht ge-

häuft werden, besonders aber ein und derselbe Consonant nicht zu oft hinter einander folgen. Eben so wird der Wohlklang unterbrochen durch die zu häufige Aufeinanderfolge einsylbiger Wörter, deren Aussprache mit Schwierigkeiten verbunden ist, durch die Hinweglassung der Vocale entweder in der Mitte oder am Ende der Wörter, und durch Zusammenziehungen der Sylben, wenn auch gleich die gemeine Aussprache darauf hinführen sollte. Die Härte wird aber auch durch viele zusammen gesetzte Wörter befördert, die für die Aussprache mit Schwierigkeiten verbunden sind.

Gegen den Wohlklang streitet ferner der Gleichklang, wo mehrere nahe auf einander folgende Wörter, ohne daß es der stylistische Zusammenhang verlangt, einerley Klang haben. Dieser Gleichklang findet sowohl in der nahen Folge einzelner Buchstaben und Sylben, als ganzer Wörter Statt. In der letztern Hinsicht zeigt er sich, wenn zu viele Wörter von gleicher Sylbenlänge auf einander folgen; oder wenn mehrere Wörter dieselben Endsyblen haben; oder wenn dieselben Wörter oft hinter einander gebraucht werden; oder auch, wenn in der Prosa durch Nachlässigkeit zufällige Reime in nahe stehenden Wörtern entstehen.

Gegen den Wohlklang verstößt aber auch die Eintönigkeit (Monotonie), wenn die Wörter einander sowohl in der Länge, als in dem Sylbenmaße zu sehr ähnlich sind. Dieß ist aber der Fall, wenn mehrere vielsylbige Wörter auf einander folgen; wenn man dieselbe Conjunction (z. B. und, also, auch) beständig wiederholt, und wenn man einerley Form in der Periodirung beständig gebraucht. Daß übrigens der Klang der Wörter nicht, wie bey der Musik, bloß von dem Schalle abhängt, sondern auch von dem Sinne derselben unterstützt, und durch denselben manches Mißverhältniß des erstern gehoben wird, versteht sich von selbst.

Der Numerus, der sehr verschieden ist vom Rhythmus in der Poesie, ist der Wohlklang, sobald er auf ganze Sätze und Perioden ausgedehnt wird. Er beruht dann auf dem

Ebenmaß aller einzelnen Theile einer Rede für die declamatorische Darstellung. Dahin gehört denn diejenige Stellung und Vertheilung der einzelnen Glieder und Theile einer Rede, nach welcher dieselbe, in Hinsicht auf das Ebenmaß aller ihrer Abschnitte, für das Ohr ein wohlklingendes Ganzes bildet. Besonders muß in den Perioden der Numerus sorgfältig für die Schlussworte berechnet werden.

Der Numerus betrifft aber nicht allein den Wohlklang in den einzelnen Perioden; er muß auch auf dem Ebenmaße in der Verbindung und dem Zusammenhange aller der Perioden beruhen, welche das Ganze einer Rede ausmachen. — Hauptsächlich muß man aber den prosaischen Numerus von dem poetischen Rhythmus unterscheiden, der unter ähnlichen Verhältnissen in den folgenden Zeilen (es mögen Hexameter, oder Jamben und Reime *ic.* seyn) wieder kommt, statt daß beym Numerus eine beständige Abwechslung zwischen langen und kurzen Wörtern, und zwischen den einzelnen Theilen eines Perioden herrschen muß.

Die gute Declamation, zu welcher zunächst eine Darstellung gehört, welche dem Inhalt der Rede, das ist, dem Charakter des ganzen stylistischen Products, völlig angemessen ist, verlangt, wie zum Theil schon bemerkt worden ist, ein, durch ununterbrochene und zweckmäßige Übung ausgebildetes, vielseitiges und geschmeidiges Organ, einen Umfang der Stimme, eine laute, deutliche und reine Aussprache, eine Natürlichkeit, die alles Gezwungene und Übertriebene von sich entfernt, eine richtige Accentuirung und gefühlvolle Lebhaftigkeit. Überdies aber besteht die große Kunst des Declamators noch insbesondere in der Sicherheit, mit welcher er den schicklichsten Ton für die Darstellung findet, diesen, als Haupt- und Grundton (gleich der Tonart, in welcher ein Musikstück gesetzt ist), und ihn in der, der Musik in den Vierteln, Achteln *ic.* nachgebildeten Schattirung und Colorirung der einzelnen Sätze, Wörter und Sylben, nach einer langsamern oder geschwindern Bewegung, mit allen in den einzelnen Theilen des darzustellen-

den Stoffes begründeten Ausweichungen der Stimme aus dem Grundtone, gleichsam musikalisch durchführt. Von diesem Grundtone muß die ganze Melodie für die Darstellung ausgehen, und das Zeitmaß für die Darstellung, die geschwindere oder langsamere Bewegung der Stimme in der Folge der Worte und Sätze auf einander, und muß völlig dem Gegenstande der Darstellung angemessen seyn. Schöcher (in seiner Abhandlung: Soll die Rede auf immer ein dunkler Gesang bleiben?) behauptet, daß in den fünf Vocalen, und zwar in folgender Ordnung derselben: u, o, e, a, i, die Tonleiter der menschlichen Sprachstimme enthalten sey; Kempelen, in seinem Werke über den Mechanismus der menschlichen Sprache, läßt, im Wesentlichen dasselbe behauptend, die Vocale mit einer geringen Veränderung auf einander folgen, nämlich: u, o, a, e, i. Es versteht sich jedoch von selbst, daß man in der Anwendung der Theorie der Musik auf die Declamation nicht zu weit gehen müsse, da die Tonleiter der Declamation zwar der musikalischen analog, aber dennoch von ihr verschieden ist, und jene weder einen so weiten Umfang hat, noch auch so plötzliche Übergänge aus einem Tone in den andern erlaubt.

Hauptsächlich muß der Declamator den Unterschied berücksichtigen, ob er in seiner eigenen, oder in einer fremden Person auftritt. In dem letztern Falle ist er Schauspieler, er stehe auf der Bühne oder nicht, und er muß den fremden Charakter mit der größten Wahrheit, Stärke und Lebhaftigkeit zeichnen. In dem erstern Falle, wenn er in seiner eigenen Person auftritt, sind es entweder auch seine eigenen Gedanken, welche er einer Versammlung mittheilt, dann ist er Redner; oder es sind fremde, welche er derselben gleichsam erzählt, um sie damit zu unterhalten, dann ist er Vorleser. So sehr der Schauspieler bemüht seyn muß, seine Persönlichkeit zu verläugnen, so sehr muß sich hingegen der Redner bestreben, sie überall rein und von allem Fremdartigen abgesondert zu erhalten. Da aber jeder Redner als

Mann von Bildung und Geschmack, und mit einem gewissen Grade von Achtung gegen seine Zuhörer auftritt, so darf er sich selbst den Ausbrüchen seiner eigenen Leidenschaft nur in so fern überlassen, in wie fern sich dieselben mit seinem eigenen Charakter vertragen. Der Vorleser endlich muß sich schon deswegen, weil er sich nicht der vollen Geberdensprache bedienen kann, mehr auf Skizzirung der Gefühle einschränken, als vollkommene Darstellung derselben liefern, obwohl der Grad der Lebhaftigkeit seines Ausdrucks im Allgemeinen nicht bestimmt werden kann, da er von individuellen Verhältnissen abhängt.

§. 56.

Literatur der Rhetorik und der Declamation.

Durch ihre Schriften über die Theorie der Beredsamkeit haben sich vorzüglich verdient gemacht und ausgezeichnet: Unter den Griechen: Aristoteles, durch drey Bücher der Rhetorik, und Longin durch seine Abhandlung über das Erhabene. Unter den Römern sind vorzugsweise anzuführen: Cicero und Quintilian. Die rhetorischen Werke des erstern sind: *De inventione*; *de oratore*; *de claris oratoribus*; *de optimo genere dicendi*; *de partitione oratoria*; *de optimo genere oratorum*. Quintilians Werk *de institutione oratoria* ist in zwölf Büchern abgefaßt. Interessant ist auch die Abhandlung *de oratoribus sive de causis corruptae eloquentiae*, welche von Mehreren dem Tacitus beigelegt wird.

Unter den neueren Gelehrten haben rhetorische Compendien in lateinischer Sprache geliefert: Wiedeburg, Ernesti, Melancthon, Bossius und Joh. Matth. Gesner.

Unter den Engländern: Lawson, Vorlesungen über die Beredsamkeit; Dav. Hume, Versuch über die Beredsamkeit; Campbell, Philosophie der Rhetorik; Priestley, Vorlesungen über Beredsamkeit und Kritik; Hugo Blair, Vorlesungen über Rhetorik und schöne Wissenschaften; Wilson's Rhetorik.

Unter den Franzosen: Fenelon's Betrachtungen über Rhetorik und Poesie; dessen Gespräche über die Beredsamkeit überhaupt, und über den Kanzelvortrag insbesondere. Büffier's philosophisch = praktische Abhandlung über die Beredsamkeit. Gilbert's Rhetorik, oder Regeln der Beredsamkeit. Gourdin's Grundsätze der Redekunst. Mallet's Anleitung zur Lectüre der Redner. Fouquelin's Lehrbücher der Rhetorik. Lamy's Redekunst. Das Lyceum von La Harpe. Die Kunst zu Schreiben, von Condillac.

Unter den Italienern haben Bettinelli und Michelazzi über die Rhetorik geschrieben; unter den Spaniern: Capmany, Mayans y Siscar, und Gracian. Unter den Portugiesen: Rodriguez Lobo.

Unter den deutschen Werken über die Beredsamkeit zeichnen sich aus: Sulzers Theorie und Praktik der Beredsamkeit. Maaß: Grundriß der allgemeinen und besondern reinen Rhetorik. Pölig: Versuch eines Systems des deutschen Styls. Fülleborns Rhetorik. Moriz: Vorlesungen über den Styl. Büsching: Grundriß der Beredsamkeit. Kinderling: Grundsätze der Beredsamkeit. Köhler: Vergleichung der alten und neuen Redekunst. Brigleb: Vom Unterschiede der Beredsamkeit der Alten und Neuern. Münter: Allgemeine Redekunst. Ammon: Anleitung zur Kanzel-Beredsamkeit. Thieß: Anleitung zur Amts-Beredsamkeit. Steinbart: Anweisung zur Amts-Beredsamkeit christlicher Lehrer. Bahrdt: Rhetorik für geistliche Redner. Marejoll: Über die Bestimmung des Kanzelredners. Schmid: Anleitung zum populären Kanzelvortrag. Außerdem finden sich noch Theorien der Rhetorik in Eschenburgs Entwurf einer Theorie und Literatur der schönen Redekünste, und in Eberhard's Ästhetik, dritten und vierten Bande.

Zur Belehrung für Declamation und Geberdenspiel sind insbesondere zu empfehlen: Böbel's Anleitung zur Bildung des mündlichen Vortrags. Franke: Über Declamation. Cludius: Grundriß der körperlichen Beredsamkeit. Pfannenbergs Über rednerische Action. Engel's Ideen zu einer Mimik. Lindemann's

Accentuations-System der deutschen Sprache. Nambach's Frag-
mente über Declamation. Bielfeld: Über Declamation als
Wissenschaft. Neßtab: Versuch über die Vereinigung der mu-
sikalischen und oratorischen Declamation. Schmiedtgen: Ver-
such über die Euphonie oder den Wohlklang auf der Kanzel. Un-
ter den Engländern haben Sheridan, Mason und Walker
treffliche Werke über die Declamations-Kunst geschrieben; un-
ter den Franzosen hat sich Riccoboni durch seine Pensées sur
la Declamation ausgezeichnet.





